



ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE

Bischof Dr. Gerhard Feige

Zerstreut und gesandt



BISTUM MAGDEBURG

Bischof

Dr. Gerhard Feige

*Zerstreut
und gesandt*

Bistum Magdeburg
2017

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Thomas Lazar | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Fotos: Bistum Magdeburg, Anne-B. Bernhard (24), Liborius-Gymnasium (49), Christian Laas (52),

Theologische Fakultät Paderborn (60), KNA (71) Pixaline (108) | Titelfoto: Peter Dagartz

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck

Das Reformationsgedenken hat die vergangenen Monate geprägt und uns Christen – katholisch und evangelisch – viele gute Erfahrungen geschenkt. Während Bischof Dr. Gerhard Feige vor etwa zehn Jahren fragte, wie die Kirchen wohl im Jahr 2017 zueinander stehen mögen, dürfen wir nun erfreut feststellen: Wir sind einander näher gekommen; auch katholische Christen können das Reformationsgedenken begehen und gemeinsam mit evangelischen Christen sich an dem orientieren, der allein auch Martin Luther wichtig war: Jesus Christus.

Beredtes Zeugnis für diesen Weg aufeinander zu gibt die vorliegende Broschüre, in der wir erneut Texte und Ansprachen von Bischof Feige für interessierte Leserinnen und Leser zusammengestellt haben. Sie finden darin gleich mehrere Texte, in denen sich der Autor mit der Situation der Ökumene, mit Luther und den Feiern zum 500. Jahrestag der Reformation auseinandersetzt.

Dreh- und Angelpunkt ist der Vortrag „Von der Lutherdekade zum Reformationsgedenken“, den Bischof Feige am Beginn dieses Jahres an der Paderborner Universität hielt. Sein Fazit: Die Ökumene ist auf einem guten Weg, aber es bedarf durchaus weiterer Bemühungen. Welche ökumenische Perspektive vor uns liegt, hänge nicht zuletzt „davon ab, ob wir wirklich an der Einheit der Kirche interessiert sind, wie es uns gelingt, sich in den theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensvollzügen zu verständigen, und was wir letztlich dem Wirken des Heiligen Geistes zutrauen.“

Wenn dieses Heft nun überschrieben ist „Zerstreut und gesandt“, so lenkt der Titel den Blick zwar auf die Diaspora-Situation, in der katholische Christen im Bistum Magdeburg leben. Zugleich scheint aber der Wunsch nach einem stärkeren Miteinander aller Christen durch. Denn wollen wir hierzulande wahr- und ernstgenommen werden und wollen wir unserer Sendung durch Jesus Christus entsprechen, so führt am ökumenischen Miteinander kein Weg vorbei. Auch das zeigt sich in den hier vorgelegten Predigten, Ansprachen und Interviews. Sie können unseren ökumenischen Horizont fraglos erweitern.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Diaspora	6
Predigt zum Wechsel im Amt des Generalvikars	
Vom Evangelium ergriffen – den Menschen nahe	10
Predigt zur Bistumswallfahrt 2016	
Maria – ein Zeichen der Hoffnung und des Trostes	15
Predigt zur Einweihung der Marienfigur in der Stadtkirche zu Wittenberg	
Mit Luther zum Papst	18
Grußwort zur Papstaudienz anlässlich einer ökumenischen Pilgerreise	
„Es geht auch uns an“	20
KNA-Interview zum 500. Reformationsgedenken	
Die Reformation – ein Bildungsgeschehen?	25
Grußwort zu einer Veranstaltung der Katholischen Erwachsenenbildung	
„Uns verbindet sehr viel“	28
Doppelinterview mit Irmgard Schwaetzer und Gerhard Feige	
Vom Konflikt zur Gemeinschaft	34
Predigt zur Generalsynode der VELKD und zur Vollversammlung der UEK	
Unterwegs zu einem Christusfest	42
Grußwort bei der 3. Tagung der 12. Synode der EKD	
Spuren der Hoffnung	46
Grußwort zu „25 Jahre Liborius-Gymnasium in Dessau“	
Anwälte für Migration und Integration	50
Grußwort beim Vernetzungstreffen der Flüchtlingshilfe	
In gemeinsamer Verantwortung	54
Grußwort beim Neujahrsempfang 2017	
Von der Lutherdekade zum Reformationsgedenken	57
Vortrag bei der Montagsakademie der Theologischen Fakultät Paderborn	
„Seht, geht und handelt!“	78
Predigt zum 40-jährigen Bestehen des Bischof-Weskamm-Hauses	

Ökumenische Perspektive: Ansgar und Luther Predigt zum Abschluss der Ansgarwoche in Hamburg	80
„... dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll“ Brief zur österlichen Bußzeit 2017	87
„Von heute auf morgen wird es nicht gehen“ Interview der Zentralredaktion der Verlagsgruppe Bistumspresse	90
„Wir haben uns gegenseitig bereichert“ epd-Interview zum Reformationsjubiläum	93
„Bleibet hier und wachet mit mir“ Predigt beim Dies sacerdotalis 2017	97
„ ... da sprengt er Riegel, Schloss und Stein“ Predigt am Ostersonntag 2017	101
„Ich hätte mich ja auch anpassen können“ Interview mit Inter.Vista 2017	105



Bischof Dr. Gerhard Feige stellt den Mitarbeitenden im Bischöflichen Ordinariat den neuen Generalvikar Dr. Bernhard Scholz vor. Mit dabei auch der inzwischen emeritierte, langjährige Generalvikar Raimund Sternal (v. r.).

Diaspora

Predigt zum Wechsel im Amt des Generalvikars
am 1. September 2016

Katastrophen- oder Normalfall?

Es war während meiner Schulzeit, wohl in den Sommerferien zwischen der 5. und der 6. Klasse. Da wurde ich zusammen mit einigen anderen Kindern aus unserer Pfarrgemeinde einmal für ein paar Wochen ins katholische Eichsfeld verschickt. Jeder beziehungsweise jede von uns kam in eine andere Familie. Es war eine wunderschöne Zeit: die ländliche Idylle, das menschliche Miteinander, das kirchliche Leben – alle im Dorf außer dem Polizisten waren ja katholisch. Gelegentlich aber kam meine Gastfamilie auch auf meine Herkunftssituation in Halle an der Saale zu sprechen. Dabei wurde ein Begriff verwendet, den ich damals noch nicht kannte: Diaspora. Und das klang so, als ob ich – was meinem Empfinden durchaus nicht entsprach – aus einem Katastrophengebiet käme. Noch heute halten viele Diaspora-Verhältnisse für ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, für eine Fehlform des Katholischen, für unnormal, schrecklich, bedauernswert. So konnte man 2012 auch, als

der ehemalige Görlitzer Bischof Konrad Zdarsa im Bistum Augsburg Reformen angestoßen hatte, auf einem Plakat aufgebrachter Katholiken lesen: „Wir sind keine Diaspora“. Einerseits stimmt das zwar: Bayern ist nicht Ostdeutschland. Andererseits klingen darin aber auch eine gewisse Illusion und ein abwertender Ton mit. Befremdlich wirkt auf mich ebenso, wenn ein anderer deutscher Bischof, der neulich in einer Predigt über den Niedergang mancher katholischer Überzeugungen und Ausdrucksformen in seinem sonst sehr üppig ausgestatteten Bistum klagte, das mit der ironischen Bemerkung krönte: „Herzlich willkommen in der Diaspora!“ Für viele scheint das Ideal nach wie vor die Volkskirche zu sein, in der möglichst flächendeckend die meisten Mitbürgerinnen und Mitbürger von Geburt an dazugehören und entsprechend sozialisiert werden, ein Milieukatholizismus mit kultureller und moralischer Präge- und Durchsetzungskraft, in dem man ganz einfach bis zum Lebensende mitgetragen wird und sich entsprechend auch zu verhalten hat.

Am Anfang des Christentums war dies freilich ganz anders. So richtet sich der erste Petrusbrief zum Beispiel ausdrücklich „an die Auserwählten, die als Fremde... in der Zerstreuung (= Diaspora) leben“ (1,1). Und selbst nach der sogenannten Konstantinischen Wende, infolge derer das Christentum im 4. Jahrhundert zunächst toleriert, dann begünstigt und schließlich zur Staatsreligion erklärt wurde, prägte das antike Heidentum vielerorts noch lange das gesellschaftliche und private Leben. Und auch später – bis in unsere Tage hinein – gehörte und gehört es in vielen Regionen der Welt zum üblichen Schicksal der Christen, als kleinere oder größere Gemeinschaften inmitten anderer Religionen oder Weltanschauungen zu leben. Auch in Mittel- oder Ostdeutschland ist uns Katholiken das schon lange vertraut: zunächst als Minderheit unter evangelischen Christen und dann zunehmend mit den anderen Christen zusammen in einer immer säkularer werdenden Situation, in der es kaum noch Anknüpfungspunkte für den Glauben gibt. Erfahren inzwischen nicht – auch in noch volksskirchlich geprägten Landstrichen – viele Gläubige, wie sie selbst in der eigenen Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz immer mehr zu Außenseitern werden? Wer Gottes Ruf ernst nimmt, wird den anderen fast immer irgendwie fremd und ist in seiner Umgebung nicht mehr ganz zu Hause. Diaspora erscheint somit von Anfang an und heutzutage erst recht als der eigentliche „Normalfall“ von Christentum.

Gefahren und Chancen

„Normalfall“ bedeutet aber nicht unbedingt romantische Idylle. Eine solche Situation kann zweifellos sehr belastend sein und birgt manche Ge-

fahren. Wie schnell können Christen sich dabei der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben. Viele hatten – das wissen wir aus vergangenen Zeiten zur Genüge – nicht die Kraft und den Mut, lange dem gesellschaftlichen Druck zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Aus zumeist anderen Gründen ist diese Entwicklung nach 1989 noch weitergegangen. Angesichts der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse hätte auch ich mir gewünscht, nunmehr akzeptierter und leichter als Christ leben zu können, habe inzwischen aber erkennen müssen, dass die Anfechtungen oder Herausforderungen nur andere geworden sind und der Gegenwind manchmal sogar noch rauer sein kann. Vereinzelt und Überalterung nehmen zu, die Wege zu einer Kirche werden oftmals weiter, schulischer Religionsunterricht ist nur an wenigen Orten gewährleistet, die Zahl katholischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unseren kirchlichen Einrichtungen geht zurück, und bei den meisten Trauungen zeigt sich, dass Bräutigam oder Braut überhaupt keiner Kirche mehr angehören. Das alles sollte man nicht bagatellisieren, sondern sehr ernst nehmen. In solchen Verhältnissen den christlichen Glauben zu leben, fällt durchaus nicht immer leicht. Keine Frage!

Zugleich hat eine Diasporasituation aber auch ihre Chancen. Herausgefordert durch die Gleichgültigkeit oder die Kritik des gesellschaftlichen Umfeldes, durch manche moderne Entwicklung oder das Verhalten der eigenen Kinder und Enkel kann der persönliche Glaube sogar wachsen und reifen, kann Kirche dadurch lebendiger und überzeugender werden. Diese Erfahrung hat kürzlich erst jemand, der aus Berufsgründen in unser Gebiet gezogen ist, folgendermaßen beschrieben: „Mit meinem Wechsel nach Sachsen-Anhalt wechselte auch meine religiöse Perspektive. Zum ersten Mal erkannte ich aus eigener Anschauung, was Diaspora bedeutet und welcher spirituelle Antrieb aus einer religiösen Minderheitensituation erwachsen kann. Dinge, die in einem traditionell katholisch geprägten Umfeld und besonders im Rheinland als selbstverständlich galten, wurden hier aktiv auf den Sitz im Leben hinterfragt. Ich begann, Tradition und Glaube auf ihre spirituelle Kraft hin zu bewerten und auch meine religiösen Gewohnheiten bewusst in Frage zu stellen.“ Zum ersten Mal – so heißt es weiter – hatte ich „das Gefühl von Kirche im wirklichen Sinne; ein Verständnis davon, was es heißt, sich über traditionelle Rollen hinaus und außerhalb tradiert Vorgehensweisen aktiv für Gemeinde und Gemeinschaft einzubringen, Christus hineinzutragen in eine wenig christliche Welt, den Glauben in einem – im besten Fall – uninteressierten Umfeld mit Freude offen zu leben, und Gemeinschaft aus dem Glauben heraus zu erfahren.“

Ist das nicht sogar unsere ureigene Berufung und Sendung, nicht auf

die Weisheit dieser Welt zu bauen, auf ihre Vorstellungen von Erfolg, Größe und Macht, auf ihre Berechnungen und Prognosen, sondern im Vertrauen darauf, zu Christus zu gehören, trotz mancher Enttäuschung und Vergeblichkeit immer wieder die Netze auszuwerfen?

Ein „heilsgeschichtliches Muss“ ?

Schon 1954 beschrieb Karl Rahner die Diasporasituation als ein „heilsgeschichtliches Muss“. Diese sei „nicht nur als leider Gottes bestehend festzustellen“, man solle sie vielmehr „als von Gott ... gewollt anerkennen und daraus unbefangenen Konsequenzen ziehen“. Wir hätten „das Recht, ja fast die Pflicht, damit zu rechnen und nicht nur verstört zur Kenntnis zu nehmen, dass die Form des öffentlichen Daseins der Kirche sich wandelt“, dass Kirche überall Diasporakirche wird, von Gott in die Welt zerstreut, unter viele Nichtchristen. Zehn Jahre später – 1964 – heißt es dann in der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ (26): „In diesen Gemeinden ist, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, Christus selbst präsent.“ Damit – so kommentiert Rahner – ist die Kirche auch in ihren kleinen und armen Versammlungen ein sichtbares Zeichen für jene unsichtbare Gnade Gottes, die auch außerhalb der Kirchenmauern wirkt. Gott mache auch durch solche Gemeinden deutlich: „Hier in dieser Welt bin ich und bleibe ich mit meiner Gnade ...“ Darüber hinaus ist noch eine andere Einsicht sehr hilfreich. Theologisch angeregt durch Josef Ratzinger, den späteren Papst Benedikt XVI., formuliert die Dresdner Pastoral synode 1974 in ihrem Beschluss „Glaube heute“ folgendes: „Wenn wir uns als kleine Gemeinde erleben, hilft uns der Glaube an die Bedeutung des EINEN für alle, einzelner für viele, kleiner Gemeinschaften für große Gebiete ...“ Die Gemeinden – so heißt es weiter – werden „ihrer Situation erst dann gerecht, wenn sie sich nicht abschließen, sondern in Austausch mit anderen stehen, mit ihnen Mensch und für sie Christ sind. Für unser Selbstverständnis in der Diaspora ist der Begriff Stellvertretung von großer Bedeutung.“

„Wir sind Gottes Zeugen hier und heute“ – so haben wir es schließlich in unseren Magdeburger „Zukunftsbildern“ formuliert, keinesfalls – davon bin ich fest überzeugt – ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, auch keine „Fehlform“ des Katholischen. In Sendung und Stellvertretung sehen wir unseren Dienst für die Welt. Aus dieser Perspektive heraus können wir auch sagen: „Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Ko-

operationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist“.

Mag es uns manchmal schmerzen und verunsichern, dass wir eine so kleine Schar sind und die christliche Botschaft in unserem Umfeld anscheinend nur wenige erreicht, Gott wird sich schon etwas dabei denken, uns eine solche Situation zuzumuten. Jede Zeit ist Bewährungszeit, jede Zeit ist aber auch Heilszeit. „Deshalb“ – so heißt es im ersten Petrusbrief (1,5-7) – „seid ... voll Freude, obwohl ihr jetzt vielleicht kurze Zeit unter mancherlei Prüfungen leiden müsst. Dadurch soll sich euer Glaube bewähren, und es wird sich zeigen, dass er wertvoller ist als Gold.“ Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer (12,12) mit auf den Weg: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet.“ Möge es uns als Christen hierzulande auch weiterhin gelingen, in dieser Haltung zu leben und so für unsere Mitmenschen ein ermutigendes und glaubwürdiges Zeichen der Gnade Gottes zu sein.

Vom Evangelium ergriffen – den Menschen nahe

Predigt zur Bistumswallfahrt 2016

Durchbruch zum Evangelium

Ich fühlte, „dass ich ganz und gar neugeboren und durch die geöffneten Pforten in das Paradies selbst eingetreten war. Ununterbrochen zeigte mir nun die ganze Heilige Schrift ein anderes Gesicht“. Diese Sätze sind 500 Jahre alt und stammen von einem jungen Mönch und Theologieprofessor. Lange Zeit hatte er mit sich und seinem Glauben gerungen. Wie die meisten anderen Christen war auch er der Meinung gewesen, dass wir vor Gott niemals bestehen können, und dass das Evangelium uns zusätzlich zu den Zehn Geboten auch noch eine weitere drückende Last auferlege. Doch nun ging ihm urplötzlich ein Licht auf, machte er die umwälzende Erfahrung: Es ist ja die Gnade Gottes, die uns im Evangelium begegnet, nicht sein Zorn und seine strafende Gerechtigkeit. Dadurch veränderte sich sein Gottesbild radikal. Ihm war jetzt zutiefst bewusst, dass Jesus Christus auf diese Erde gekommen ist, um uns Gottes Liebe und sei-

nen Frieden zu bringen. Diese Zuwendung aber brauchen wir uns weder durch anstrengende Übungen noch durch äußere Frömmigkeitsformen zu „erkaufen“. Sie wird uns vielmehr in dem Maße geschenkt, wie wir uns gläubig darauf einlassen.

Kein anderer als Martin Luther ist es, der diese innere Bekehrung durchgemacht hat. Von nun an war er unwiderruflich vom Evangelium ergriffen. Dabei war das für ihn kein Buch, nicht einfach die Bibel, auch keine Sammlung von Lehren oder Lebensweisheiten, sondern eine lebendige Botschaft Gottes für ihn ganz persönlich, ein Zuspruch und eine Verheißung für uns alle. Davon konnte er nicht schweigen. Auch wenn er dann leidenschaftlich für einschneidende Reformen des kirchlichen Lebens eingetreten ist, wollte er keine eigene Kirche gründen. Sein Ziel war es vielmehr, inmitten einer – wie er meinte – ziemlich erstarrten Christenheit das Licht des Evangeliums wieder mehr zum Leuchten zu bringen und zu seiner Verinnerlichung beizutragen. Nur so könne die Kirche an Haupt und Gliedern erneuert werden. Gilt dieses Anliegen Luthers heutzutage nicht evangelischen wie katholischen Christen gleichermaßen? Müssten wir uns nicht sogar gemeinsam darauf besinnen? Mit diesem Anliegen steht Martin Luther jedenfalls auch in der großen Tradition all derer, die vor ihm und nach ihm vom Evangelium ergriffen worden sind: Paulus oder Augustinus, Franz von Assisi oder Gertrud von Helfta, Norbert von Xanten oder Teresa von Avila bis hin zu solchen Glaubenszeugen und -zeuginnen unserer Zeit wie zum Beispiel Dietrich Bonhoeffer, Roger Schutz, Edith Stein oder Mutter Theresa, die heute in Rom heiliggesprochen wird. Bei ihnen allen kann man eine ähnliche Erfahrung beobachten: Der lebendige Gott bricht in ihr Leben ein und zeigt sich als der, der schon immer auf der Suche nach ihnen war. Wer es mit Gott zu tun bekommt, fängt Feuer, erfährt Befreiung, fühlt sich berufen und gesendet, ändert sein ganzes Leben oder zumindest seine innere Einstellung und setzt sich leidenschaftlich dafür ein, anderen Menschen das Evangelium Jesu Christi nahe zu bringen. Der Glaube ist dann nicht mehr nur irgendeine Weltanschauung, sondern eine sehr persönliche und folgenreiche Überzeugung. Oft hat die Initialzündung im Leben eines einzelnen Menschen auch zur Erneuerung der Kirche geführt. Deshalb steht hinter den meisten Reformen in der Geschichte des Christentums immer eine wirkliche Bekehrung oder geistliche Erweckung.

Rückkehr zum Wesentlichen

Warum bin ich eigentlich Christ? Diese Frage sollte sich jeder und jede einmal stellen? Weil meine Eltern es wollten und ich so erzogen wurde?

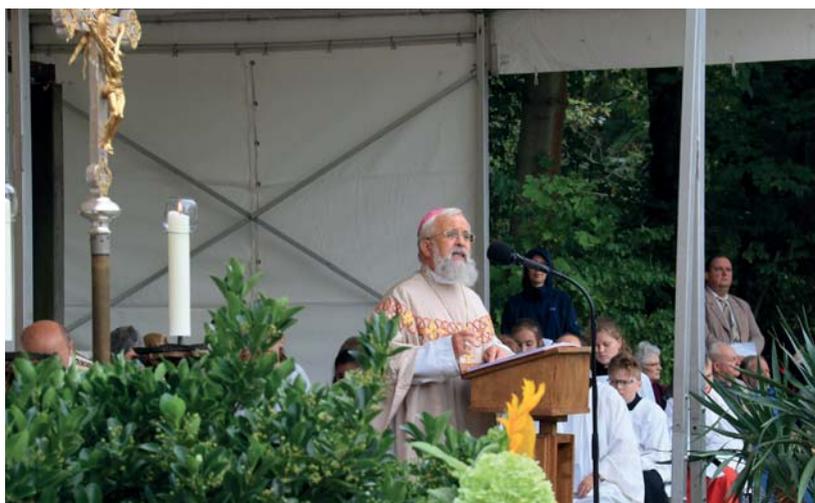
Weil das Milieu, in dem ich groß geworden bin, mich so geprägt hat? Weil es bislang jedenfalls immer noch manche Vorteile verspricht? Oder habe ich mich irgendwann einmal auch bewusst dafür entschieden, weil ich vom Evangelium Jesu Christi persönlich angerührt worden bin und tatsächlich an Gott glaube und zu ihm bete? Spüre ich auch die Herausforderung des Heiligen Geistes, berufen und gesendet zu sein, an der Erneuerung der Kirche und der Welt selbst tatkräftig mitzuwirken?

„Geht. Ich sende euch...“ so lautet der Auftrag Jesu an die 72 Jünger. „Geht und bringt den Menschen meinen Frieden“. Das ist das erste, was die Jünger sagen sollen, wenn sie in ein Haus kommen: „Friede diesem Haus“. In der Sprache Israels wird das mit dem Wort „Schalom“ ausgedrückt. Und „Schalom“ bedeutet, dass alle Bereiche des Lebens geheilt sind: unsere Beziehungen zu uns selbst, die Beziehungen zu- und untereinander, aber auch zur ganzen Schöpfung und besonders zu Gott. Es ist der Friede Gottes. In ihm kommt sein Reich uns nahe.

Doch diese Frohe Botschaft findet nicht überall Zustimmung; im Gegenteil, sie kann auch auf Gleichgültigkeit oder Unverständnis, ja sogar auf Widerstand und Ablehnung stoßen, und das nicht nur bei unseren nichtchristlichen Zeitgenossen. Haben wir selbst uns nicht oftmals an die Botschaft vom Reich Gottes schon so gewöhnt, dass wir gar nicht mehr spüren, welch ungeheure Sprengkraft darin enthalten ist? Und wenn wir auch versuchen, irgendwie danach zu leben, sind wir nicht manchmal doch viel zu träge, routiniert und abgestanden, gewissermaßen lau, d.h. weder warm noch kalt, „Kleinkrämer“ oder „lahme Enten“? Was prägt unser alltägliches Lebensgefühl? Welche Prioritäten setzen wir? Und worin unterscheiden sich unsere Einstellungen von denen unserer anderen Mitmenschen? Wäre es nicht dringend nötig, dass uns das Evangelium wieder mehr oder vielleicht zum ersten Mal so richtig „unter die Haut geht, an die Nieren, ins Herz und in den Verstand, ja auch in die Hände und Füße“?

Natürlich können wir Christus nicht in unser Herz zwingen. Eine Bekehrung, wie sie Martin Luther und vor und nach ihm viele andere erfahren haben, lässt sich nicht einfach willentlich herbeiführen. Doch wir können uns dafür öffnen. Dazu sollten wir schon einmal unseren Lebensstil und unseren Alltag daraufhin befragen, welchen Raum wir Christus und seinem Evangelium darin überlassen. Spielen seine Worte dabei eine Rolle? Denken wir darüber nach? Lassen wir uns davon anregen? Nehmen wir sie mit in unser Gebet? Manche von Ihnen haben sicher auch die Möglichkeit, sich mit anderen über das Fundament unseres Glaubens auszutauschen. Entscheidend für uns Christen ist, sich immer wieder einmal bewusst zu machen, woraus wir eigentlich leben und wie

das Evangelium unseren Alltag prägen kann, zu versuchen, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Wir leben in einer Zeit, in der wir es uns nicht leisten können, Energie an etwas zu verschwenden, was eher an den Rand gehört und nicht grundlegend ist. Was nützen viele Aktionen und hektische Betriebsamkeit, wenn wir die Mitte aus den Augen verloren haben? Darauf verweist auch Karl Rahner mit seiner berühmt gewordenen Aussage: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein. Einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“ Wirklich anregend und überzeugend sind wir auf Dauer nur, wenn wir aus dem Zentrum unseres Glaubens leben, aus dem innersten Kern dessen, was uns nähren und unser Herz stärken kann. Und das Evangelium



Jesu Christi zeigt uns, worum es da geht: Kranke werden geheilt, Hungerige haben genug zu essen, Unterdrückte werden befreit, es wird keine Tränen und keine Trauer mehr geben.

Den Menschen nahe

Das ist die Sprache des Evangeliums, die Verheißung des Friedens, der von Gott kommt und sich immer mehr durchsetzen will. Davon sollen wir künden. Und in dem Maße, in dem wir Christus Zugang zu unserem Herzen ermöglichen, werden wir auch die Herzen unserer Mitmenschen berühren, werden wir einen Ausdruck dafür finden, ihnen den Frieden Gottes nahezubringen. Das aber kann dann ganz unterschiedliche Formen annehmen. Die einen sind befähigt und beauftragt, davon zu sprechen. Andere wenden sich tatkräftig den Notleidenden zu und werden so

zu Zeugen und Zeuginnen des Lebens Jesu. Manche erkennen vielleicht sogar auch ihre Berufung zum Priester oder Diakon, zum Leben in einem Orden oder zu einem anderen besonderen kirchlichen Dienst.

Meint das oft gebrauchte Wort „Mission“ nicht in erster Linie, dass wir als Beschenkte das weiterschenken, was uns selbst nährt und stärkt; dass wir andere einbeziehen in das Fest des Lebens, das wir immer wieder feiern; dass wir lernen zu teilen und aufmerksam zu werden für die leibliche und seelische Not anderer? Meint, von Jesus gesendet zu sein, nicht in erster Linie, zu lieben, wo man hasst, zu verzeihen, wo man beleidigt, zu verbinden, wo Streit ist, Hoffnung zu wecken, wo Verzweiflung quält, Freude zu bringen, wo Kummer herrscht?

Eine Welt, die von Angst und Terror geprägt ist, braucht Menschen, die sich davon nicht entmutigen lassen; die nicht müde werden, den Frieden zu bringen, auch wenn es oft vergeblich zu sein scheint; die sich nicht einschüchtern lassen, auch wenn sie dadurch vielleicht selbst in Gefahr geraten. Für mich ist der Weltjugendtag, der ja vor einigen Wochen in Krakau stattgefunden hat, ein solches lebendiges Zeugnis vom Frieden Jesu Christi. Unzählige junge Menschen sind aufeinander zugegangen, haben geistvoll miteinander gefeiert und öffentlich ihren Glauben bezeugt. Sind das nicht Haltungen, die unsere Gesellschaft bitter nötig hat, die entscheidend mit dem Evangelium zu tun haben und auch anderen gut tun könnten?

Bewegt vom Evangelium ist es möglich, den Menschen nahe zu sein – auch dann, wenn es uns so geht wie Paulus bei seiner Rede auf dem Areopag. Nicht alle sind daran interessiert, manche laufen höhnisch lachend wieder weg. Und dennoch ist es unser Auftrag, das Leben zu bezeugen und sich auch immer wieder dort einzumischen, wo Menschen ins Abseits geraten, ihre Würde und Freiheit in Gefahr ist oder mit Füßen getreten wird, wo Ideologien zu feindseliger Abgrenzung, blindwütigem Hass und sinnloser Gewalt führen. Inmitten einer Gesellschaft, in der Vereinsamung und Verarmung voranschreiten, in der die sozialen wie mentalen Gegensätze wachsen und sich wieder Mauern in zahlreichen Köpfen entwickeln, sind wir als Christen besonders herausgefordert, uns für Solidarität und ein friedliches Miteinander, für mehr Gerechtigkeit und Barmherzigkeit einzusetzen.

Am Vorabend des Reformationsgedenkens im nächsten Jahr steht es uns gut an, in ökumenischem Geist über diesen unseren Auftrag nachzudenken und nach Wegen zu suchen, wie wir uns als Christen verschiedener Kirchen gemeinsam in unsere Gesellschaft einbringen können. Dabei haben wir viele Möglichkeiten, unseren Glauben zu bezeugen und anderen beizustehen: liebevoll entgegenkommend, aber auch herausfordernd

und widerständig, in Wort und Tat, mit Herz und Hand. Mancherorts geschieht dies schon in beeindruckender Weise. Wäre es nicht ein starkes und hoffnungsvolles Zeichen, wenn es uns gelänge, vom Evangelium ergriffen und miteinander versöhnt noch gemeinsamer zu wirken, „damit die Welt glaube“? In diesem Sinn wünsche ich uns allen viel Fantasie und Elan, ein großes gegenseitiges Vertrauen und einen langen Atem.

Maria – ein Zeichen der Hoffnung und des Trostes

Predigt in einem ökumenischen Gottesdienst nach Restaurierung der Marienfigur an der evangelischen Stadtkirche zu Wittenberg am 11. September 2016

Gerade haben wir miteinander das bewegendste Jubellied des Neuen Testaments gebetet, das Magnificat (Lk 1,46-55). „Meine Seele preist die Größe des Herrn“ – so besingt Maria ihre überwältigende Freude darüber, dass Gott sie gewürdigt hat, die Mutter Jesu zu werden. Voll Vertrauen hat sie sich auf die Botschaft des Engels eingelassen und zu Gottes Plan mit ihr Ja gesagt, auch wenn sie ihn zunächst nicht verstehen konnte. Damit ist sie als Hörerin des Wortes Gottes und dienstbereite Magd des Herrn ein Urbild aller Glaubenden geworden.

Zugleich wird an ihr beispielhaft deutlich, wie Gott im Leben eines jeden Menschen wirkt. Wenn Gott sich durch die Geburt Jesu Christi ganz auf unsere menschlichen Bedingungen eingelassen hat, zeigt sich auch unser Leben in einem anderen Licht. Wir alle werden in einmaliger Weise gewürdigt, an seiner Göttlichkeit teilzuhaben. Nicht zuletzt sehen Christen darin auch die tiefere Begründung für die zentrale Aussage unseres Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Geradezu revolutionär klingt es dann, wenn Maria fortfährt: „Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“ Gott – so erscheint es hier – ist ganz eindeutig parteiisch: Er steht auf der Seite der Armen und Schwachen, auf der Seite all derer, die unterdrückt werden und die an Leib und Seele Not leiden. Damit ruft das Magnificat auch zur Achtung aller Menschen auf, weil sie Gott am Herzen liegen:

aller Menschen vom Embryo bis zum Sterbenden, egal ob sie krank oder gesund, arm oder reich sind, aller Menschen, unabhängig von Herkunft und von Religion. Hier nimmt der Lobpreis Marias etwas vorweg, was zum Lebensprogramm ihres Sohnes werden wird und besonders in den Seligpreisungen der Bergpredigt zum Ausdruck kommt, die – wie es Weihbischof Anton Losinger formuliert hat – eine „der spektakulärsten Reden der Kulturgeschichte der Menschheit“ ist. Hierin stellt Jesus die Denk- und Lebensgewohnheiten der Menschen ganz auf den Kopf und bringt überdeutlich die Perspektive Gottes ins Spiel.

Nachdrücklicher als früher wird Maria heutzutage in der katholischen Kirche von den biblischen Quellen des Glaubens her erschlossen: in ihrer Hinordnung auf Christus (nicht als dessen Konkurrentin) und in ihrer Bedeutung für die Kirche. Das war nicht immer so eindeutig. Darum haben die Reformatoren auch zu Recht manche Übertreibungen in der Lehre und Missbräuche im Kult kritisiert. Im Gegenzug wurde die Betonung und Verehrung Marias



Marienfigur an der Stadtkirche in Lutherstadt Wittenberg.

bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts

immer mehr zum Inbegriff des Katholischen. Dazu gehört auch der Glaube an Marienerscheinungen als mystisch-prophetische Privatoffenbarungen. Nur wenige von ihnen sind jedoch offiziell anerkannt worden.

Insgesamt aber hat die Marienfrömmigkeit kulturgeschichtlich einen großen Einfluss auf Dichtung, bildende Kunst, Musik und Brauchtum (wie zum Beispiel das Wallfahrtswesen) ausgeübt.

Ungeachtet dessen nimmt Maria seit den Zeiten des Neuen Testaments als „Schwester im Glauben“ in der „Wolke der Zeugen“ zweifellos eine besondere Stellung ein. Auf den biblischen Aussagen gründend ist das Verständnis ihrer Bedeutung im Laufe der Jahrhunderte dann gewachsen und theologisch entfaltet worden. Um den Glauben an Jesus Christus als wahren Gott und wahren Menschen und dessen geistgewirkten Ursprung noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, wird sie der altkirchlichen Tradition gemäß bis heute von allen Christen als Gottesmutter und Jungfrau bekannt.

Katholischerseits ist 1854 ihre „unbefleckte Empfängnis“ und 1950 ihre leibliche „Aufnahme in den Himmel“ dogmatisiert worden. Beide Lehren sind durchaus nicht willkürliche Erfindungen, sondern Ergebnisse meditierenden Nachdenkens und ein Lobpreis der reinen Gnade Gottes. Ihnen geht es um die Frage: Wie wirkt Gott im Leben eines Menschen, den er in so einzigartiger Weise zur Mutter seines Sohnes erwählt hat? Er bewahrte Maria – so wird ihr gnadenhafter Anfang gedeutet – um Christi willen und im Hinblick auf dessen Erlösertod vom ersten Moment ihres Daseins vor jeglicher Schuldverstrickung (Erbsünde). Und am Ende hat Gott ihr bereits das zuteil werden lassen, was uns allen verheißen ist: die ganzheitliche Vollendung in seiner Herrlichkeit.

Darauf weist auch schon das Ende des Magnificat hin: „Er nimmt sich seines Volkes Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unseren Vätern verheißen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.“ Gott ist treu, er steht zu seinem Volk, zu Maria und zu uns allen. Sein Wort gilt unverbrüchlich für alle Zeiten. Immer wird er an unserer Seite sein, in allen Höhen und Tiefen unseres Lebens und über den Tod hinaus. So dürfen wir in Maria schließlich auch die Repräsentantin des neuen Bundesvolkes erkennen. Auch wenn allgemein noch immer die Meinung vorherrscht, sie sei mehr katholisch als evangelisch, bringt unsere gemeinsame Feier doch heute zum Ausdruck, dass Maria für alle Christen mindestens ein „Zeichen der Hoffnung und des Trostes“ ist.

Mit Luther zum Papst

Grußwort bei der Papstaudienz anlässlich der ökumenischen Pilgerreise aus Sachsen-Anhalt nach Rom am 13. Oktober 2016

Santo Padre, es bedeutet uns sehr viel, Ihnen heute begegnen zu können. „Mit Luther zum Papst“, so lautet das Motto unserer Pilgerreise. Herausgefordert durch das 500. Reformationsgedenken haben sich fast 1000 evangelische und katholische Christen gemeinsam auf den Weg gemacht, um in lebendiger Weise zum Ausdruck zu bringen, was zwischen uns schon selbstverständlich ist, um für- und miteinander zu beten sowie um nach weiteren Möglichkeiten zu suchen, unsere Verbundenheit im Glauben noch intensiver zu leben.

Die meisten von uns kommen aus Sachsen-Anhalt, wo Martin Luther geboren wurde, entscheidend gewirkt hat und auch gestorben ist. Mitge-reist sind aber auch andere aus ganz Deutschland und darüber hinaus. Schon lange ist Ökumene bei uns kein Fremdwort mehr. War es bis 1989 der marxistisch-leninistische Druck, der uns zusammenrücken ließ, drängt oder beflügelt uns heute die extreme Entkirchlichung in unserer Region zu größerer Nähe. Vor allem aber bewegt uns der sehnliche Wunsch Jesu aus dem 17. Kapitel des Johannesevangeliums, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen, „damit die Welt glaubt“.



Als christliche Minderheiten inmitten einer Gesellschaft von über 80 Prozent Konfessions- und Religionslosen wissen wir: „In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umfang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu. [...] Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen. Angesichts weit verbreiteter Gleichgültigkeit, von Vorurteilen und Gewohnheiten sind die Christen aufgerufen, in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis zu geben.“ So jedenfalls haben wir es im Bistum Magdeburg vor einigen Jahren programmatisch formuliert.

Auf diesem Weg wollen wir auch bewusst weitergehen, zusammen mit unseren evangelischen Schwestern und Brüdern. Darum sind wir auch gemeinsam hier in Rom.

Möge diese Pilgerfahrt und die Begegnung mit Ihnen, Santo Padre, mit dazu beitragen, dass unsere ökumenischen Beziehungen noch überzeugender werden.

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen im Namen vieler für ihre lebensnahe Verkündigung, Ihren selbstlosen Dienst an der Einheit der Christen und Ihr leidenschaftliches Engagement zugunsten der Armen und Bedrängten dieser Welt. Seien Sie gewiss, auch wir mühen uns in Ihrem Sinn und beten dafür, dass Gott Ihnen noch lange die Kraft und seinen Segen dazu schenke.



Im Gebet vereint:
Gemeinsam mit rund
1000 Christen be-
suchten Kirchenprä-
sident Joachim Lie-
big, Landesbischöfin
Ilse Junkermann und
Bischof Dr. Gerhard
Feige die Stadt Rom
und den Papst.

„Es geht auch uns an“

KNA-Interview zum 500. Reformationsgedenken
vom 18. Oktober 2016

Herr Bischof Feige, in Kürze beginnt das Gedenkjahr an den Beginn der Reformation vor 500 Jahren. Auch die katholische Kirche beteiligt sich nach anfänglichem Zögern daran. Warum?

Zunächst standen die Fragen an: Was wird da eigentlich gefeiert? Welchen Charakter werden die Feiern annehmen, und wo finden sich Zugänge für uns zu diesem Gedenken? Inzwischen hat sich da Manches geklärt. Mir ist im Lauf der Jahre auch deutlicher geworden, dass die katholische Kirche direkt in der Wirkungsgeschichte der Reformation steht, positiv wie negativ. Es geht uns also durchaus etwas an, sogar sehr. Einerseits haben wir uns gegen die reformatorischen Strömungen profiliert und definiert. Die katholische Kirche nach der Reformation ist nicht unverändert die alte katholische Kirche, sondern sie hat ihr Profil auch im Widerstreit gegen die Reformation geschärft. Dadurch sind wir auch etwas enger geworden. Auf der anderen Seite haben uns Impulse der Reformation positiv mitgeprägt. Besonders deutlich ist das durch das Zweite Vatikanische Konzil geworden, ohne dass das dort so ausdrücklich thematisiert worden ist.

Woran denken Sie da besonders?

Dass wir wieder einen stärkeren Zugang zur Sicht der Kirche als Volk Gottes bekommen haben, zum gemeinsamen oder allgemeinen Priestertum der Gläubigen, dass wir das Amt nunmehr als Dienst verstehen oder dem Wort Gottes eine entscheidende Bedeutung beimessen – das sind alles auch Auswirkungen, die mit der Reformation in Verbindung stehen und uns auf diese Weise auch wieder an die Ursprünge des Christentums geführt haben. Die Reformation hat uns also negativ wie positiv mitgeprägt. Wir müssen uns sogar noch intensiver damit auseinandersetzen, was das eigentlich für uns bedeutet.

Sie sind gerade mit einer Pilgergruppe „mit Luther zum Papst“ gereist. Wie wichtig sind solche gemeinsamen Aktivitäten für die Ökumene?

Ich halte das für ganz wichtig. Einmal hat das zum Ausdruck gebracht,
20

wie selbstverständlich wir hier in unserer Region schon zueinander gehören und wie selbstverständlich auch unser gemeinsames Handeln geworden ist. Vor einiger Zeit wäre das noch undenkbar gewesen. Der Papst hat Luther gebannt, und Luther hat den Papst als „Antichristen“ bezeichnet. Jetzt reisen evangelische und katholische Christen gemeinsam nach Rom. Bei der Audienz mit dem Papst stand sogar eine kleine Luther-Figur in der Audienzhalle. Das hat es bestimmt vorher noch nicht so gegeben.

Zuvor hatten Sie den Lutherischen Weltbund (LWB) in Genf besucht, und der Catholica-Beauftragte der Lutheraner, Landesbischof Karl-Hinrich Manzke, hat Sie begleitet. Umgekehrt waren Sie zusammen mit der VELKD beim Papst in Rom. Haben solche Gesten der Gemeinsamkeit auch praktische Auswirkungen über die Symbolik hinaus?

Solche Reisen fördern auch ungeheuer das Vertrauen, und sie führen zu einem sehr differenzierten Umgang mit den Themen, die uns bewegen. Wenn man länger ins Gespräch kommt, dann versteht man den anderen auch besser. Und die Gespräche, die wir mit dem LWB-Generalsekretär, Pfarrer Martin Junge, geführt haben, waren sehr intensiv und vielversprechend, hoffnungsvoll.

Nun steht als Nächstes die gemeinsame Pilgerfahrt der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD ins Heilige Land bevor. Welche Erwartungen haben Sie daran?

Es soll vor allem eine geistliche Reise sein an die Ursprünge des Christentums. Und ich hoffe, dass wir uns auf diese Weise auch nähern, nicht nur allgemein menschlich, sondern auch in Gesprächen über den Glauben, über das Evangelium, über unsere kirchliche Situation.

Am 31. Oktober werden Sie in Schweden am Buß- und Versöhnungsgottesdienst von Papst Franziskus und dem Lutherischen Weltbund teilnehmen. Weitere zentrale Gottesdienste mit diesem selben Anliegen sind in Magdeburg und in Hildesheim geplant, und die katholischen und evangelischen Gemeinden sind ebenfalls dazu aufgerufen. Wie wichtig sind Ihnen diese Gottesdienste im Reformationsgedenkjahr?

Für mich sind sie gewissermaßen eine grundlegende Vorbereitung, um dann auch gemeinsam feiern zu können. Es gibt ja immer noch Klischees, Vorurteile, Traumata, die wir mit uns tragen, und es ist wichtig, sich mit diesen auseinanderzusetzen, sie geistlich zu verarbeiten, zu bedenken und

Wunden zu heilen. Das ist die Voraussetzung, um weitere Schritte gehen zu können. Ich bin dankbar dafür, dass gerade auf der internationalen Ebene zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat Weichen gestellt worden sind für ein solches Gehen und man gemeinsam sagen kann: Es gibt Grund zur Freude über wichtige Impulse, die die Reformation gebracht hat, wie die Wiederentdeckung des Evangeliums oder die Verinnerlichung des Glaubens. Es gibt aber auf der anderen Seite auch tragische Entwicklungen, die die Folge waren. Und beides gehört zusammen und muss in den Blick genommen werden.

Einigen evangelischen Theologen ist das ja zu viel der Buße. Sie wollen stattdessen lieber die konfessionelle Vielfalt in den Vordergrund stellen und feiern.

Dahinter steht auch, dass wir noch keine gemeinsame Vorstellung von einer Einheit der Kirchen haben. Katholischerseits betonen wir stärker die sichtbare Einheit, wobei wir aber auch nicht wissen, wie die konkret aussehen soll. Wir sind auf dem Wege. Evangelischerseits wird stärker die Vielfalt betont, die Verschiedenheit. Und da ist eher die Vorstellung, dass man quasi den Status quo bestätigen und sich gegenseitig anerkennen sollte. Das ist uns zu wenig.

Viele fragen sich auch, ob nach den Versöhnungsgottesdiensten nicht weitere konkrete Schritte hin zur Kirchengemeinschaft erfolgen müssten. Gibt es dazu schon Überlegungen?

Ich weiß noch nicht genau, wie das Treffen in Lund gestaltet sein wird. Aber auf den Versöhnungsgottesdienst folgt ja in der Großen Arena in Malmö ein Treffen, bei dem es vor allem um den Dienst an der Welt geht, den wir gemeinsam zu verantworten haben. Geplant ist auch eine gemeinsame Erklärung, dass aus der Versöhnung heraus das Handeln einen anderen Charakter bekommen kann und wird.

Die katholische und evangelische Kirche haben sich in Deutschland darauf verständigt, gemeinsam das Reformationsgedenken als „Christusfest“ zu begehen. Wenn man auf die zahlreichen Veranstaltungsprogramme blickt, lässt es aber eher erwarten, dass stattdessen viel Luther-Folklore betrieben wird. Wie passt das zusammen?

Der Ratsvorsitzende der EKD, Landesbischof Bedford-Strohm, hat das „Christusfest“ als den Kern der kommenden Feiern bezeichnet. Aber es gibt auch noch andere Aspekte. Er hat das Bild der Zwiebel mit den verschiedenen Schichten verwendet. Die äußere Schicht ist die kulturelle

und historische Bedeutung der Reformation – diese wird man vor allem in Verbindung mit dem Staat feiern. Eine zweite Schicht ist die Wiederentdeckung Gottes. Gerade in unserer säkularen Situation ist es entscheidend, sich darüber Gedanken zu machen, wie man Menschen mit dem Christentum in Berührung bringen kann, sie gewissermaßen in die Kirche zu bringen und nicht ins Museum. Der Kern ist dann das, was zwischen katholischen und evangelischen Christen als Zugang gefunden wurde, das Christusfest. Denn Luther ging es um Christus, und uns hat es heute entscheidend auch um Christus zu gehen. Natürlich besteht die Gefahr, dass die Äußerlichkeiten dies überdecken. Aber auch bei katholischen großen Feiern und Jubiläen gibt es immer Volksfeste um den eigentlichen Kern herum.

Was sollte, wenn alles gut läuft im Jahr 2017, nach Ihren Wünschen anders sein am Ende als zum Beginn des Jahres?

Als die Lutherdekade 2008 begann, wurde ich eingeladen, einen Artikel für die regionalen evangelischen Kirchenzeitungen, zu schreiben. Damals habe ich die spitze Frage gestellt: Wird es eine Jubel- und Profilierungsfeier mit antikatholischen Spitzen? Und zum Schluss die Frage: Werden wir katholische und evangelische Christen uns nach 2017 näher sein oder ferner? Ich bin sehr froh, dass in den letzten Jahren ein ökumenischer Lernprozess erfolgt ist. Und ich hoffe sehr, dass wir uns nach 2017 noch entkrampfter begegnen und noch gemeinsamer handeln können. Für mich ist jedenfalls schon jetzt spürbar, dass einige wichtige Impulse gesetzt worden sind.

Nun werden ja Fragen der Kircheneinheit letztlich nicht auf nationaler, sondern auf weltkirchlicher Ebene entschieden. Welchen Beitrag können aus Ihrer Sicht diese ökumenischen Beziehungen in Deutschland dazu leisten?

Mit der Ökumene sieht es weltweit sehr unterschiedlich aus. Wir in Deutschland sind gewissermaßen schon ein Vorreiter, weil es uns unter den Nägeln brennt. Es gibt so viele konfessionsverbindende Ehen, in denen das existenziell eine Rolle spielt. Und wir haben unsere Geschichte der Auseinandersetzung hinter uns, sind seit 50 Jahren auf einem neuen Weg. Deshalb meine ich, dass wir für die Christen in anderen Weltregionen einen Dienst leisten können. Die Lutherische Kirche ist ja nicht nur in Europa vertreten, sondern auch in Asien, Afrika und Lateinamerika. Umso wichtiger ist es, dass wir uns hier in den Kernlanden der Reformation verständigen und ein gutes Beispiel geben.

Vielen geht die sogenannte Konsens-Ökumene zu langsam. Ist es nicht Zeit für einen Durchbruch?

Wie bei gesellschaftlichen Problemen ist es auch in der Ökumene nicht immer so ganz einfach. Die zwischenchristlichen Verhältnisse sind komplex und kompliziert, und meist gibt es keine einfachen Lösungen, sondern man braucht einen langen Atem, und es ist wichtig, dabei mit Herz und Verstand vorzugehen. Das Klischee schmerzt mich, dass man an der Basis immer schon weiter sei als die Kirchenleitungen, weil ich die Situation differenzierter wahrnehme. Theologen sollten Vordenker sein, die gibt es. Es gibt aber auch Theologen, die in anderer Richtung denken und argumentieren. Und an der Basis gibt es auch nicht nur ökumenisch gesinnte Menschen, sondern auch andere. Das wird nur von den entsprechenden Gruppen gegenseitig oft nicht wahrgenommen. Aufgabe der Bischöfe ist es, das Ganze zusammenzuhalten. Und ich mühe mich, das im ökumenischen Geist auch weiter voranzutreiben.

Bischof Dr. Gerhard Feige nahm als Gast an der Ordination neuer evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer am 30. April 2017 in der Stadtkirche in Lutherstadt Wittenberg teil.



Die Reformation – ein Bildungsgeschehen?

Grußwort zu einer Veranstaltung der KEB (Deutschland)
in Magdeburg am 28. Oktober 2016

Sehr geehrte Damen und Herren, „katholisch im Lande Luthers“ ist nicht nur eine soziologische Beschreibung für uns hier im Bistum Magdeburg, sondern auch eine inhaltliche Herausforderung. Dabei ist „Ökumene“ für uns schon lange kein Fremdwort mehr. Wir sind sogar davon überzeugt: „Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen.“ Das zeigt sich auf vielfältige Weise auch im Hinblick auf das 500. Reformationsgedenken. So war ich zum Beispiel am 31.10.2015 eingeladen, beim Reformationsgottesdienst in Torgau zu predigen; im November desselben Jahres sind wir im Rahmen der ACK Sachsen-Anhalt in Wittenberg schon einen „Pilgerweg der Versöhnung gegangen“; die Pilgerfahrt „Mit Luther zum Papst“, an der etwa 1000 evangelische und katholische Christen aus unserer Region und darüber hinaus teilgenommen haben, liegt erst wenige Tage zurück; und für nächstes Jahr ist in Zeitz eine Ausstellung zum Thema „Dialog der Konfessionen“ geplant, in deren Mittelpunkt der letzte katholische Bischof von Naumburg-Zeitz, Julius von Pflug, ein bedeutender Versöhnungstheologe seiner Zeit stehen wird.

In diese Reihe ökumenischen Engagements gehört auch das Projekt der Katholischen Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt und der Katholischen Akademie des Bistums Magdeburg „2017: Neu hinsehen! Ein katholischer Blick auf Luther“, das von Herrn Dr. Mokry äußerst kompetent und kreativ betrieben wird; dazu gehört auch die heutige Fachtagung zur Fragestellung: „Die Reformation – ein Bildungsgeschehen?“ Ich freue mich, dass so viele gekommen sind, um sich mit diesem Thema intensiv auseinanderzusetzen, und grüße Sie alle ganz herzlich, besonders auch die Referenten und anderen Akteure.

Wie es in der Hinführung zur heutigen Tagung heißt, sind von der Reformation „entscheidende Impulse ausgegangen für eine allgemeine Alphabetisierung, für die Entwicklung des christlichen, auf die umfassende Entfaltung jedes einzelnen Menschen zielenden Bildungsideals und die Ausprägung eines am christlichen Glauben und der Kultur der Antike

orientierten ‚humanistischen‘ Bildungskanons“. Nicht nur historische Zusammenhänge sollen beleuchtet, sondern auch bildungspolitische Konsequenzen gezogen werden.

Zu den Herausforderungen, die es da mit zu bedenken gilt, gehört auch, worauf der Münsteraner Theologe und Religionssoziologe Detlef Pollack gerade erst massiv aufmerksam gemacht hat: Die religiöse Unkenntnis in Deutschland wächst. Zugleich spielten für viele Christen konfessionelle Unterschiede kaum noch eine Rolle. Auch kurz vor Beginn des 500. Reformationsgedenkens hätten selbst evangelische Christen kaum eine Ahnung von den Grundanliegen Martin Luthers, wörtlich: „Was die Reformation konkret betrifft, so werden deren theologische Inhalte so gut wie nicht wahrgenommen.“ Viele – so Pollack – hielten sogar das für evangelisch, was „gerade nicht protestantisch ist“. In Untersuchungen habe sich etwa gezeigt, dass die Mehrheit der Protestanten meine, man könne vor Gott auch durch gute Werke gerecht werden. Das aber heiße, dass diese Mehrheit der evangelischen Christen „das Zentrum des Protestantismus verneint“. Denn es sei eine von Luthers wichtigsten Lehren, dass man nicht durch gute Taten gerechtfertigt werde, sondern einzig durch den Glauben an Jesus Christus. Evangelisch zu sein – folgert Pollack – sei für die meisten Protestanten nicht mehr mit dogmatischen Aussagen verbunden. Vielmehr bedeute ihre konfessionelle Zugehörigkeit für sie die Aufforderung, „ein guter Mensch zu sein und sich nach dem Gewissen zu richten“. Typisch protestantisch sei auch, so gut wie nie zur Kirche zu gehen.

Einen starken Rückgang beobachtet Pollack zudem bei der Weitergabe von Glaubensinhalten. Insbesondere gehe die religiöse Kindererziehung auch in Familien von Kirchenmitgliedern zurück. Möglicherweise sei dies auch ein Hauptgrund dafür, dass sich die konfessionellen Unterschiede immer stärker verwischten. Wer wenig über den Glauben wisse, den interessierten konfessionelle Unterschiede nicht. Hierzu passt auch, was jemand anderes (Medard Kehl) provokativ einmal so formuliert hat: „Wir glauben eh nicht mehr viel, das können wir auch ruhig gemeinsam tun.“ Nur noch eine kleine Minderheit von kirchlich sehr stark Engagierten habe – so Pollack – einen Sinn für das Trennende, dagegen könne es „die ganz große Mehrheit der Kirchenmitglieder beider Konfessionen nicht nachvollziehen, dass Katholiken und Protestanten das Abendmahl nicht gemeinsam feiern. Der Glaube definiere sich kaum noch konfessionell. Konfliktlinien verliefen nicht mehr zwischen den Konfessionen, „sondern zwischen religiösen und nicht religiösen Menschen“.

Wie soll man mit solchen Entwicklungen umgehen? Zweifellos ist die geistliche Ökumene das Herz all unserer zwischenkirchlichen Bemühun-

gen, und auch das Motto „Tun, was eint“ hat eine enorme Bedeutung für das praktische Zusammenleben und das gemeinsame christliche Zeugnis in der Welt. Dennoch – so meine ich – bedarf es daneben auch des theologischen Dialogs. Das Ideal des christlichen Glaubens ist nicht der einfältige Köhlerglaube. Auch der Verstand ist eine Gabe Gottes; deshalb gehören Glauben und Wissen zusammen, auch in der Ökumene. Schließlich ist man in der Vergangenheit nicht im Streit um Bagatellen auseinandergelassen, sondern im Eifer um den wahren Glauben und dessen treue Weitergabe. Darum ist es auch wichtig, die kontroversen Vorstellungen der Vergangenheit zu prüfen, Klärungen voranzutreiben, Feindbilder, Klischees und Vorurteile zu überwinden und sich gegenseitig noch besser auf dem jeweils neuesten Stand von Lehre und Praxis wahrzunehmen. Leider ist das Wissen selbst der grundlegendsten christlichen Inhalte jedoch heute erschreckend zurückgegangen. Eine christliche „Pisa-Studie“ fiele vermutlich noch viel dramatischer aus als die bekannte „Pisa-Studie“ zum Bildungsstand der Deutschen. Dabei ist nicht an theologische Spitzfindigkeiten gedacht, sondern an das, was man das christliche ABC nennen könnte. Wer mitreden will, sollte auch kompetent sein und wenigstens die Grundaussagen des eigenen Katechismus kennen. Aus dem bloßen Gefühl oder aus dem Bauch heraus lässt sich verantwortlicher Weise kein konstruktiver Dialog führen.

Ich bin davon überzeugt, dass die kirchliche Erwachsenenbildung und Akademiarbeit hierzu fantasievoll und segensreich beitragen kann. Mögen auch von dieser Tagung wichtige Impulse ausgehen, um Differenzierungen zu fördern und den Bildungsstand zu heben.



Der Direktor der Katholischen Akademie im Bistum Magdeburg Dr. Reinhard Grütz (links) und der Vorsitzende der Katholischen Erwachsenenbildung Matthias Graner überreichen dem Bischof zwei Bücher, die in Vorbereitung des Reformationsgedenkens 2017 entstanden.

„Uns verbindet sehr viel“

Doppelinterview mit Irmgard Schwaetzer und Gerhard Feige
für die Rheinische Post vom 31. Oktober 2016

Mitten in Jerusalem treffen wir Bischof Gerhard Feige und Präses der EKD-Synode Irmgard Schwaetzer zum Gespräch über Luther, Ökumene und die gemeinsame Pilgerreise von katholischen und evangelischen Kirchenvertreterin nach Israel.

Wir sind gerade in Israel auf einer gemeinsamen Pilgerreise von DBK und EKD. Was sind Ihre Eindrücke bislang?

Feige: Die Reise zeigt für mich, dass wir gemeinsam auf dem Weg sind. Wir fangen nicht bei Null an. Uns verbindet mehr, als uns trennt. Da ist etwas gewachsen in dieser Woche, menschlich aber auch geistlich. Wir können offen miteinander reden und sogar scherzen. (Schwaetzer lacht)

Schwaetzer: Ich würde gerne einen katholischen Bruder zitieren, der gesagt hat, wir haben gelernt, mit den Augen des anderen zu sehen, mit den Ohren der anderen zu hören und mit dem Herz, dem anderen nachzuspüren. Da war Kopfnicken in der Runde. Das ist ein wunderbarer Ausgangspunkt für das, was in den nächsten Jahren noch folgt. Als ich Bischof Feige vor drei Jahren kennenlernte, hätte ich nicht gedacht, dass eine solche Reise tatsächlich möglich würde.

Feige: Das lag aber nicht an mir. (lacht)

Schwaetzer: Nein

Wo sind Sie denn noch nicht so nah beieinander, wie es vielleicht wünschenswert wäre?

Schwaetzer: Beim Abendmahl und in der Eucharistie haben wir schmerzlich erlebt, was uns trennt. Natürlich wünsche ich mir die Mahlgemeinschaft. Aber man kann nichts überstürzen. Da ist in den letzten Tagen ein Grund gelegt worden.

Feige: Wir haben in den vergangenen Tagen keine theologischen Dispute

geführt. Es ging darum, Vertrauen zueinander zu gewinnen und uns auf die Ursprünge zu besinnen, auf Christus selbst. Zur ökumenischen Beziehung gehören immer mehrere Dimensionen, das Herz, der Verstand und auch die Hände und Füße.

Die katholische und evangelische Kirche wollen im nächsten Jahr ein „Christusfest“ feiern. Von Seiten der Protestanten steht dabei Martin Luther im Zentrum. Was feiern die Katholiken?

Feige: Das war die entscheidende Frage, nachdem wir eingeladen worden sind. Was wird gefeiert, was für einen Charakter haben die Feiern, wo gibt es gemeinsame Zugänge. (Schwaetzer nickt) Ich habe immer formuliert, ich möchte intellektuell redlich und emotional herzlich mitfeiern. Und da muss vorher noch einiges geklärt werden. Ich glaube, das haben wir geschafft. Der Thesenanschlag ist historisch umstritten, das kann nicht der einzige Grund sein, jetzt 500 Jahre Reformation zu feiern.

Schwaetzer: Tun wir ja auch nicht.

Feige: Es ist auch nicht der 500. Geburtstag der evangelischen Kirche. Der ehemalige Ratsvorsitzende Bischof Wolfgang Huber hat einmal gesagt, die evangelische Kirche ist die durch die Reformation hindurchgegangene katholische Kirche. Wer ist dann aber die katholische Kirche, doch nicht etwa zurückgeblieben? Schließlich war entscheidend, worum es Luther ging und uns auch heute sowie in Zukunft gehen müsste: um Christus als die Mitte unseres Glaubens. Auf ihn haben wir uns gemeinsam zuzubewegen. Daher Christusfest.

Schwaetzer: Es ist ein Erinnern, genauso wie ein Nachvorneschauen, der Rückblick auf die Schuldgeschichte kann nicht gefeiert werden. Ganz im Zentrum steht wirklich, dass wir immer wieder das Neue Testament lesen und für unsere Verkündigung neu aus diesem Testament lernen. Insofern war die Lutherbibel eines der zentralen Projekte für 2017.

Feige: Am Anfang der Luther-Dekade gab es gewissermaßen ein Schwarz-weiß-Denken. Die evangelische Seite hat die Reformation als Erfolgsgeschichte gesehen, und die katholische Seite hatte die Trennung und Entfremdung der abendländischen Christenheit als Folgen der Reformation vor Augen.

Schwaetzer: Genau, aber auf der anderen Seite ist uns sehr schnell klar

geworden, dass die evangelische Kirche heute und die katholische Kirche heute, nicht mehr die Kirche von vor 500 Jahren ist. Das heißt, vom Ausgangspunkt haben wir uns beide längst entfernt und zwar aufeinander zu. Insofern gibt es schon sehr, sehr viel, was uns eint.

Feige: Zunächst habe ich auch gedacht, 2017 sei nur ein Anlass für die evangelische Kirche und wir hätten damit eigentlich nicht viel zu tun. Inzwischen ist mir deutlicher bewusst, dass wir als katholische Kirche auch in der Wirkungsgeschichte der Reformation stehen. Das heißt, lange Zeit haben wir uns anti-evangelisch abgegrenzt und definiert. Dann aber haben wir auch wesentliche Anliegen der Reformation wieder aufgenommen, nicht zuletzt durch eine gleichzeitige Rückbesinnung auf die frühchristliche Tradition.

Was sind denn diese Elemente?

Feige: Dazu gehören zum Beispiel seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Sicht der Kirche als Volk Gottes, das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienste und die tiefgreifende Überzeugung vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen. Wir haben die Bedeutung des Wortes Gottes wieder neu begriffen und verwenden ganz selbstverständlich die Volkssprache im Gottesdienst. Zudem ist auch der sogenannte und damals umstrittene Laienkelch zwar noch nicht gängige Praxis, aber wieder möglich.

Schwaetzer: Ja, die Tatsache, dass die katholischen Christen den Zugang zur übersetzten Bibel haben.

Feige: Und umgekehrt, wage ich zu sagen, hat die evangelische Seite wieder einen stärkeren Zugang zum Abendmahl bekommen.

Schwaetzer: Ja, ganz sicher.

Wenn ich das mal auf die Spitze treiben darf: Ist die katholische Kirche durch die Reformation eine bessere geworden?

Schwaetzer: Ne, also da würde ich Ihnen als Protestantin widersprechen. Besser und schlechter gibt es nicht. Sie ist anders geworden, genauso wie wir uns verändert haben.

Feige: Beide Seiten haben Läuterungsphasen durchgemacht.

Schwaetzer: Nun ja, Läuterung ist kein protestantisches Wort, aber es stimmt.

Feige: Es muss ja nicht gleich das Fegefeuer sein. (lachen beide)

Schwaetzer: Aber wir tun auch Buße jeden Tag, hat Luther gesagt.

Feige: Wenn man bedenkt, dass wir Konfessionskriege hinter uns haben und inzwischen auf dem Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft sind, ist das ein wesentlicher Fortschritt.

Wäre die Reformation ausgeblieben, wenn die katholische Kirche Luther nicht exkommuniziert hätte?

Feige: Geschichtsspekulationen sind immer schwierig. Fakt ist, dass beide Seiten dafür verantwortlich sind, wie es sich entwickelt hat.

Schwaetzer: Ich glaube, dass es in der Geschichte immer wieder Zeiten gibt, in denen eine solche Trennung unvermeidlich ist. Die Rechtfertigungslehre war für die damalige Zeit ein völlig neuer Zugang zu den biblischen Texten, den die Reformatoren gefunden haben. Ich glaube nicht, dass man so etwas in Form einer Evolution schafft.

Feige: Das 16. Jahrhundert war in vielen Bereichen eine Umbruchszeit. Es gab unterschiedliche Reformbewegungen, auch katholische. Die alten Klischees vom finsternen Mittelalter und vom aufbrechenden Zeitalter des Lichts stimmen nicht mehr. Insgesamt war es eine zutiefst religiöse Zeit, nur so konnte die Reformation auch zünden.

Schwaetzer: In den Diskussionen, die in der EKD zur Vorbereitung auf 2017 geführt worden sind, hat genau das eine große Rolle gespielt. Wie weit können wir uns auf andere Reformatoren beziehen? Es gibt ja eine ganze Reihe von reformatorischen Ansätzen. Es war ein unruhiger Geist in der Zeit.

Luther ist nicht alles Schuld...

Schwaetzer: Luther ist nicht alles Schuld, aber Luther ist auch nicht alles alleine gewesen.

Feige: Und die reformatorische Bewegung ist auch breiter, das habe ich

neulich erst wieder recht eindrucksvoll erfahren, als ich in Genf war.

Schwaetzer: Ja, natürlich.

Würde Luther das eigentlich gut finden, was er jetzt vorfindet, wenn man jetzt die gemeinsame Pilgerreise mal als Ausgangspunkt für noch mehr Ökumene betrachtet?

Schwaetzer: (lacht) Also, wenn ich mir die Schimpfwörter, mit denen Luther den Papst bedacht hat, vor Augen führe, weiß ich das nicht. Für mich ist das aber auch nicht relevant. Wir müssen in der heutigen Zeit agieren. Wir entwickeln uns hin zu einer stärker multireligiösen und gleichzeitig stark säkularen Gesellschaft. Und die bringt uns zwangsläufig näher zusammen. Katholiken und Protestanten verbindet sehr viel mehr, als uns mit einem Agnostiker verbindet.

Feige: Da müsste man wissen, meint man den jüngeren oder den älteren Luther. Es gab noch eine Zeit, da hatte er ein positives Papstbild. Das hat sich dann verkehrt. Neuere Forschung kann Luther ja auch als Reform-Katholiken bezeichnen, der mit beiden Beinen in katholischen Traditionen wie etwa im Mönchstum stand. Ansonsten hat er meiner Meinung nach auch gewaltige Ecken und Kanten, provozierte schon ganz schön und war deftig. Bemerkenswerterweise ist es aber schon 1983 möglich gewesen, ihn im katholisch-lutherischen Dialog gemeinsam als Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung zu bezeichnen. Seit dem 20. Jahrhundert hat sich das katholische Lutherbild entscheidend verändert.

Wir haben auf der Pilgerreise auch häufiger aus katholischem Munde den eigentlich evangelisch geprägten Begriff der „versöhnten Verschiedenheit“ gehört. Wie ist dieser Begriff zu verstehen?

Feige: Ich spreche eher von der „Einheit in Vielfalt“. Auch wenn manchmal der Eindruck entsteht, die katholische Kirche sei ein erratischer Block, lebt sie doch schon in dieser Weise. Damit stellt sich aber die Frage: Wie viel Einheit ist nötig, damit Verschiedenheit nicht zur Beliebigkeit wird, und wie viel Verschiedenheit ist möglich, ohne die Einheit zu gefährden. Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Natürlich muss ein Versöhnungsprozess vonstattengehen. Momentan gibt es leider keine gemeinsamen Zielvorstellungen, wie die Einheit aussehen kann. Während die katholische Seite eine sichtbare Einheit

nach vorheriger Lösung der noch bestehenden Kontroversthemata anstrebt, neigt die evangelische Seite seit einiger Zeit stärker dazu, die Verschiedenheit zu betonen.

Schwaetzer: Das sehen wir eigentlich gar nicht. Für uns hat der Begriff eine sehr klare Bedeutung. Er ist im Zusammenhang mit der inner-evangelischen Ökumene entstanden. Ich betrachte das als ein positives Zeichen, dass die katholischen Geschwister ihn aufgegriffen haben und wir müssen jetzt herausfinden, was der für unser Verhältnis bedeuten könnte. Es bleibt die Aufgabe zu gucken, dass wir auf der anderen Seite niemanden verlieren.

Wie kann man denn Menschen, die Ökumene ablehnen, wie kann man denen denn erklären, warum das wichtig ist?

Schwaetzer: Die Notwendigkeit wird schon darin sichtbar, dass wir für die Einheit der Kirche beten. Dabei kann man es nicht belassen.

Feige: Es gibt viele Gründe, warum Ökumene wesentlich sein müsste. Durch die Profilierung sind wir ein Stückchen enger und einseitiger geworden...

Schwaetzer: ... Na ja ...

Feige: Nehmen Sie es doch mal hin, dass die katholische Seite sagt, wir sind enger geworden. Außerdem legen die vielen konfessionsverschiedenen Ehen und manche konfessionell bedingten gesellschaftlichen Tragödien dies nahe. Da drängt es sogar. Und letztendlich ist es schon für Jesus ein Herzensanliegen. Er betet – so heißt es jedenfalls in Joh 17 – für die Einheit der Seinen, damit die Welt glaubt.

Vom Konflikt zur Gemeinschaft

Predigt von Landesbischof Dr. Karl-Hinrich Manzke und
Bischof Dr. Gerhard Feige zur Generalsynode der VELKD* und der
Vollversammlung der UEK** am 4. November 2016 in Magdeburg

Manzke: Hand aufs Herz, liebe Schwestern und Brüder, Hand aufs Herz und nicht gelogen! Was würden wir wohl von einem erwachsenen Menschen halten, der sich uns so vorstellt und allen Ernstes dergleichen von sich behauptet wie: „Ich bin das Fenster“ oder „Ich bin das Licht“ oder eben auch „Ich bin die Tür“ oder „Ich bin der Weinstock“. Die Antwort ist klar. Sie ist geradezu peinlich klar. Wir müssen sie auch gar nicht unbedingt noch aussprechen. Nachdem der johanneische Christus seinen Zuhörern diese zum Teil befremdenden Selbstvorstellungen zugemutet hat, notiert der Evangelist selber die Wirkung. Viele von denen, die das gehört hatten, sagten: „Er hat einen Dämon und ist verrückt – was hört ihr auf ihn!“

Normalerweise übergeht man die Person, die unbedingt eine Tür sein will oder ein Weinstock oder ein Licht mit Schweigen. Es sei denn, man säße selbst hinter verschlossenen Türen. Oder sei kraftlos geworden und wäre gerne so lebhaft und fruchtbringend wie ein gesunder Weinstock. Es ist klug und nachvollziehbar, das Wort aus dem Johannesevangelium in diese Feier mit hineinzunehmen. Das galt schon für Lund – das gilt auch für Magdeburg. Denn dieses Wort zeigt, dass alle leuchtenden Ausprägungen des Lebens und christlichen Glaubens auf die lebendige Quelle, die für diesen Glauben nur Jesus Christus selbst werden kann, angewiesen sind und bleiben. „Bleibt in mir und ich in euch – dann könnt ihr Frucht bringen. Aber ohne mich könnt ihr nichts tun“, sagt der johanneische Christus.

Der, der hinter verschlossenen Türen sitzt, kann mit dem Ich-bin-Wort von der Tür etwas anfangen. Und der, dessen Glaube kraftlos zu werden droht und dessen Bekenntnis mager klingt und wenig überzeugend, kann mit jenem Wort vom Weinstock gut umgehen. Es zeigt doch: Allzu große Selbstsicherheiten und Hinweise auf die eigene Wachstumsstärke sind auf dem Hintergrund dieses Bildes gar nicht nötig und angebracht. Pausbäckige Selbstgefälligkeiten von gegenwärtigen Kirchengebilden und den Menschen, die sie verantworten, sind unnötig. Deshalb ist es klug



und nachvollziehbar, in die Feier und die liturgische Gestaltung dieses Gottesdienstes, in dem wir den Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft zwischen den Konfessionen über viele hundert Jahre nachgehen und nachzeichnen, diesen Text mit aufzunehmen. Dieser Text aus dem Johannesevangelium klärt auf, bringt zurecht – und bindet alle Formen, in denen der Glaube gelebt wird, an Christus zurück. Unsere persönlichen Gaben, unsere vermeintlichen Leistungen – mögen sie zum Guten beitragen in der Welt. Am Ende zählt

nur, ob wir den Blick auf den Gekreuzigten und Auferstandenen für unser Leben und im Sterben bewahren.

Das Schöne und Bestechende an diesem Bild vom Weinstock, an dem unterschiedliche Reben sich entfalten können und dürfen, ist: Es ist ein organisches Bild! Ein Bild, in dem Wachstum und Veränderung und der Blick auf die, die noch mit uns am Weinstock anheften und miteinander an ihm wachsen, mitgegeben ist. Wachstum, die Angewiesenheit auf Christus und die Freude an dem Mitwachstum der Anderen kommen hier zusammen. Darin steckt viel von dem, was diesen Gottesdienst ausmacht. So wollen wir mit Ihnen, liebe Schwestern und Brüder, gerne an diesem Text noch einen Moment entlanggehen und uns von ihm inspirieren lassen. Denn Inspiration und neue Auffrischung brauchen Kirchengemeinden, die eine lange Streitgeschichte hinter sich haben und deren Bekenntnis durch diese Streitgeschichte für viele fade und unglaubwürdig geworden ist, allemal. Und diese Auffrischung wird uns durch die neue Begegnung mit dem Wort der Schrift geschenkt, wodurch sonst?

Feige: An Christus teilzuhaben, mit ihm verbunden zu sein und zu blei-

ben, daran hängt tatsächlich alles: die Lebendigkeit, die Glaubwürdigkeit, die Fruchtbarkeit. Das gilt für jede und jeden der Getauften ganz persönlich, das gilt für alle einzelnen Gemeinden, das gilt für die ganze Kirche. Was aber heißt das, in Christus zu sein und zu bleiben? Worin besteht diese Gemeinschaft? Eine mögliche Antwort darauf bietet die Äußerung Jesu (Joh 15,7): „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten.“ Und weiter sagt er (Joh 15, 15): „Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“ Wir sind also – so kann man daraus folgern – Freunde Christi und mit ihm verbunden, wenn seine Worte in uns bleiben, wenn wir ihnen vertrauen und unser Leben danach ausrichten, wenn wir uns von ihnen leiten lassen und sie beherzigen. Dass es nicht nur genügt, Jesu Worte zu hören und zu kennen, wird noch deutlicher in dem Hinweis (Joh 15,10,12): „Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben. (...) Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe.“ Erst unsere Liebe zu den Schwestern und Brüdern ist also Zeichen und Beweis, dass wir mit Christus Gemeinschaft haben. Wir können auch sagen: So nahe wir den Mitchristen sind, so nahe sind

Gemeinsam beten evangelische und katholische Christen in der Katedrale St. Sebastian um Vergebung und Versöhnung.



wir Christus; und umgekehrt: So fern wir den Mitchristen sind, so fern sind wir Christus. Weil aber die Gemeinschaft mit Jesus notwendig das Bleiben in der Liebe und somit den Dienst am Menschen fordert, wird das Leben mit Jesus zugleich ein neues Leben mit den Menschen. Eine neue Menschengemeinschaft wird möglich und wirklich, deren Verfassung nicht mehr rechtlich pragmatisch begründet ist, die sich weder aus Blutsverwandtschaft noch aus menschlicher Sympathie ergibt, sondern letztlich in Gott selbst ihren Ursprung hat. Das ist Kirche. In dieser Lebensgemeinschaft werden Menschen zu Jüngern und Jüngerinnen Jesu, sind sie gewissermaßen Reben an seinem Weinstock. Im Glauben und in der Lehre geeint könnten sie vor der Welt zu einem beeindruckenden Zeugnis für das Wirken Gottes und die Erlösung durch Christus werden. Tragischer Weise ist die Einheit der Kirche aber so manches Mal zerbrochen, haben Auseinandersetzungen und Spaltungen ihr Zeugnis verdunkelt, haben Christen anderen Christen abgesprochen, noch zum wahren Weinstock des Herrn dazuzugehören.

Manzke: Wir haben Ihnen Bilder in das Programm unseres Gottesdienstes hineingedruckt. Bilder, die gleichsam den Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft noch einmal nachzeichnen. Diese drei Bilder bringen zum Ausdruck, welchen Weg wir hinter uns haben – und welche Verpflichtung wir daraus für die Zukunft erkennen können.

Feige: „Der Weinberg des Herrn“, so lautet der Titel des ersten Bildes, eines 1569 geschaffenen Gemäldes, das aus der Werkstatt Lukas Cranach d.J. stammt und in der Stadtkirche von Wittenberg zu finden ist. In Salzwedel gibt es auch noch eine zweite, etwas abgewandelte Fassung desselben Malers, von 1582. Dieses Gemälde schildert, indem es das Weinberglied des Jesaja mit dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg und dem von den bösen Winzern verbindet, die Kampfsituation des 16. Jahrhunderts. Hatte Papst Leo X. zuvor in seiner Bannandrohungsbulle gegen Luther die Heiligen gegen den wilden Eber zu Hilfe gerufen, der in den Weinberg des Herrn eingebrochen sei und ihn zu verwüsten drohe, so wird nun in ebenso scharfer Polemik der Spieß umgedreht. Auf dem oberen Bildteil links ist zu sehen, wie die in voller Pracht dargestellten Amtsträger der römischen Kirche als „böse Weingärtner“ die Weinstöcke umhauen, die Gartenwerkzeuge verbrennen, den Brunnen mit Steinen zuschütten, den Zaun zerstören, miteinander streiten und zechen und schlafen. Damit aber zieht sich die „alte Kirche“ Gottes Strafgericht zu. Rechts dagegen stellen die Reformatoren – sorgfältig porträtiert und miniaturähnlich dargestellt – den verwüste-

ten Weinberg wieder her; sie pflanzen, harken, gießen und beschneiden. Und natürlich wächst alles bestens und gedeiht. Interessanterweise sieht man auch „Grenzgänger“, die den Mist von der einen auf die andere Seite bringen. Und im Vordergrund findet die „Abrechnung“ statt. Die „bösen Winzer“ mit dem Papst an der Spitze erhalten von Christus ihren Denar, werden „ausgezahlt“ und damit – so die eine Deutung – „endgültig entlassen“. Eine etwas weniger anstößige Interpretation aus schon ökumenisch denkender Zeit meint, hier komme zum Ausdruck, dass die römische Kirche, auch wenn sie fast 1500 Jahre länger gearbeitet hat als die der Reformatoren, keinen höheren Lohn erhalte als diese. Dass aber die damals so genannten „Papisten“ für die Verwüstung des Weinbergs noch belohnt würden, ist kaum vorstellbar. Somit bleibt es dabei: In klarem Schwarz-Weiß-Kontrast wird durch dieses Gemälde der Anspruch verdeutlicht, dass die „alte Kirche“ nun abtreten und ihren Platz den Reformatoren überlassen muss, weil sie keine Früchte gebracht hat.

Manzke: Ebenso polemisch ist die Darstellung, die wir in der für den Jesuitenorden so bedeutsamen Kirche Il-Gesù in Rom finden. Neben dem überdimensionalen Bild von der Apotheose des Ignatius von Loyola ist diese Darstellung durch den Künstler Pierre le Gros gestaltet worden. Sie ist mit dem Titel versehen: Die Religion vertreibt die Ketzerei. Auf diesem Bild wird dargestellt, wie Maria, in der christlichen Kunst in der Regel die Kirche darstellend, mit dem Kreuz in der einen und der Geißel in der anderen Hand die Ketzereien des 15. und 16. Jahrhunderts bekämpft. Man sieht hier mit einem Fußtritt versehen auch Martin Luther fallen. Man sieht rechts von Luther den Böhmen Jan Hus, der ebenso verbannt wird. Der Fußtritt deutet an, dass entschiedenes Handeln gefordert ist – Achtsamkeit und Wertschätzung kommen als Grundhaltungen hier nicht so wirklich zum Ausdruck. Und, wie der Künstler es in einer ungewöhnlichen Ausdeutung einer Art Verbindungsmodell darstellt, kämpfen Hus und Luther mit zwei Schlangen, die für Zwingli und Calvin stehen. Hier wird die Ketzerei der Lutheraner und der Reformatoren insgesamt gebrandmarkt. Keiner von uns kommt wirklich gut weg, weder die Religion noch die Kirche.

Feige: Wie anders klingt doch da die Bildrede Jesu vom wahren Weinstock. Zwar heißt es darin auch, dass alle Reben ständiger Reinigung bedürfen und die, die keine Frucht bringen, vom Winzer – gemeint ist Gott, der Vater – abgeschnitten werden, ansonsten aber ist da ganz unpolemisch von der notwendigen Verbundenheit mit Christus und untereinander die Rede. Auch von dem dritten unserer Bilder strahlt gleichsam

eine wohlthuende Harmonie aus. Das Evangelium vom Weinstock ist hier in Farbe umgesetzt. Entsprechend seiner Selbstbezeichnung ist Christus inmitten des Weinstocks zu sehen, umgeben von den Aposteln, die auf den Rebzweigen sitzen, dort, wo auch die Trauben hängen. Alle Apostel sind Christus zugewandt und schauen auf ihn. Eine große innere Ruhe ist zu spüren, eine tiefe Zuneigung, ein wirklicher Frieden. Auch wenn Kirche in ihren menschlich-irdischen Dimensionen sehr vielfältig und spannungsreich sein kann, kommt hier doch ihr wesentliches Geheimnis zum Ausdruck: Sie ist nicht aus sich selbst und nicht für sich selbst, kein Ergebnis menschlicher Leistungen und kein Selbstzweck. Gott will und begleitet sie, und Jesus Christus ist es, der uns mit sich und untereinander verbindet, sein Geist führt uns aus allem Konflikt zur Gemeinschaft, bewirkt Versöhnung, stiftet Frieden und drängt uns zur Einheit sowie zum gemeinsamen Dienst an der Welt. Und noch etwas: Aus der Ikone heraus schaut uns Christus gleichsam an und fragt uns gewissermaßen: Betrachtest du dir alles nur von außen und bleibst in Distanz zur Kirche oder lässt du dich mit Leib und Seele auf sie ein und nimmst Platz im Weinstock des Herrn? Kirche ist nämlich nicht dort, wo über sie geredet wird, sondern da, wo Menschen von Christus und seinem Evangelium ergriffen sind, ihm voll und ganz vertrauen, unermüdlich die sichtbare Einheit suchen und gemeinsam inmitten der Herausforderungen unserer Welt die Gnade und Barmherzigkeit Gottes bezeugen.

Manzke: Das Bild ist kräftig und lebensfroh – das Bild vom Weinstock. Wer ist nicht unter uns, der von der Frucht des Weinstockes schon gern einmal genascht hat und zum Teil übermäßig den flüssigen Früchten zugesprochen hat. Denn sie schmecken wunderbar und tragen zur Erheiterung des Lebens zumindest für einen Zeitraum bei. Dieses dritte Bild, das wir Ihnen in das Programm mit hineingedruckt haben, liebe Schwestern und Brüder, macht Freude! Es lohnt sich, dies noch einmal genauer zu betrachten. Denn auf diesem Bild wird deutlich zum Ausdruck gebracht, dass es allen, die an diesem Weinstock Platz haben und wachsen dürfen, ganz offensichtlich Freude macht, dabei zu sein. Und die Freude, am Weinstock, der für Christus steht, zu wachsen und zu reifen und mit ihm verbunden zu sein, hat gleichzeitig zur Folge: Die Freude wird dadurch groß, dass auch andere dazu gehören. Wie traurig anzusehen wäre die Traube, die alleine am Weinstock wächst und reifen muss und durch ihr überzogenes Bewusstsein, als einzige Traube an dem Weinstock wirklich Platz haben zu dürfen, die anderen vermissen müsste. Deswegen zeigt die Ikone wunderbar, dass alle Unterschiede im Wachstum nicht aufgehoben werden sollen – die Zweige sind unterschiedlich, das Wachstum hat ganz

offensichtlich unterschiedliche Geschwindigkeiten und die Früchte sind nicht alle gleich groß und schön anzusehen. Aber die Lust, am Weinstock teilzuhaben, ist doch Allen durchaus anzumerken. Am Schluss bleibt: an Christus hängen und den Blick auf ihn zu behalten, darauf sind alle angewiesen. Es ist klug und nachvollziehbar, dass mit der Heilung der Erinnerung der Bezug auf diesen johanneischen Text verbunden wird an diesem Tag. Der johanneische Text führt uns über uns hinaus, auch über den Schmerz, insofern wir in die Tradition derer gehören, die den jeweils anderen in seiner Stärke verzeichnet und schlecht geredet hat. Deswegen wollen wir beide heute damit schließen, dass wir aus unserer persönlichen Sicht die Stärke der jeweils anderen Tradition und Prägung kennzeichnen.

Feige: Entgegen allen Selbstbespiegelungs- und Profilierungstendenzen halte ich es sogar für besonders förderlich und heilsam, sich gegenseitig noch mehr im Lichte Jesu Christi zu betrachten und neidlos ins Wort zu fassen, was man aneinander schätzt und vielleicht sogar bewundert, worin man spezielle Begabungen erkennt und den Geist Gottes eindrucksvoll am Wirken sieht. Für mich ist das zunächst die stark biblisch orientierte Theologie und Frömmigkeit des evangelischen Christentums. Welche große Bedeutung haben doch für viele der Konfirmationspruch, die Tageslosungen, die Lesungstexte im Gottesdienst oder auch die Bibelarbeiten! Viele leben tatsächlich Tag für Tag aus und mit dem Wort Gottes. Als katholischer Hallenser konnte ich vier Jahre lang auf meinem Schulweg am Hauptgebäude der von Pietisten errichteten Franckeschen Stiftungen immer wieder die Botschaft aus Jesaja 40,31 lesen: „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Diese Hoffnung, Zuversicht oder Gewissheit, die darin zum Ausdruck kommt, hat auch mich beeindruckt und motiviert. Dann ist es auch die evangelische Kirchenmusik in ihrer Vielfalt und Ausdrucksstärke, die mich begeistert. Ich sehe in ihr eine großartige Möglichkeit, die Herzen zu erheben und Menschen für Gott zu sensibilisieren. Späteshalber habe ich in meiner Studentenzeit manchmal gesagt, die Musik sei in der evangelischen Kirche fast wie ein drittes Sakrament. Schon lange profitieren wir Katholiken im deutschsprachigen Raum auch davon. Und so wundert es nicht, wenn wir ganz selbstverständlich zahlreiche Lieder evangelischer Herkunft singen und man auch im neuen Gotteslob Lieder von Paul Gerhardt finden kann. Wie ernst evangelische Christen ihre Weltverantwortung wahrnehmen und sich für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einsetzen, finde ich ebenfalls beispielhaft. Neben aktuellen Erfahrungen ist mir dazu aus DDR-Zeiten

in Erinnerung geblieben, dass junge Katholiken, die vor der Gewissensentscheidung standen, als ganz normaler Soldat in der Armee anzutreten oder den Dienst mit der Waffe zu verweigern, von manchen katholischen Geistlichen an evangelische Kreise weiter verwiesen wurden, die sich auf diesem Gebiet mehr engagierten und darum über reichere Erfahrungen verfügten.

Manzke: An der Prägung der römisch-katholischen Kirche, nein, besser des römisch-katholischen Glaubens gefällt mir die Sinnenhaftigkeit der Gesten und der Zeichen, mit denen sie ihre Zugehörigkeit zu Christus und zur Kirche ausdrücken. Ich kenne die Gründe für die Kargheit im Umgang mit Gesten und Zeichen in der evangelischen Tradition. Aber das Knien des katholischen Christen neben mir beim Herrenmahl – das Sich-Bekreuzigen beim Eingang in die Kirche, wenn ich mit meinem katholischen Freund eine Kirche in Italien oder im Emsland betrete. Es durchströmt mich jedes Mal mit einer gewissen Bewunderung, wie vertraut auch denjenigen katholischen Christen, die sich von ihrer Kirche innerlich entfernt haben, mit diesen Gesten sind und nicht von ihnen lassen können. Gewiss, auch ich bekreuzige mich in gut lutherischer Tradition, wenn ich den lutherischen Morgensegen spreche oder den Tag mit dem Abendsegen beschließe. Aber es scheint mir, dass die katholischen Christinnen und Christen mit diesen Gesten und den Zeichen, in denen sie sich selbst ihrer Zugehörigkeit zu Christus vergewissern, vertrauter und geübter sind. Das berührt mich – und das schätze ich an dem römisch-katholischen Glauben.

Hier brechen wir ab, liebe Schwestern und Brüder. Wir sind allen dankbar, die über die Jahrzehnte ihre Kräfte dafür gegeben haben, dass wir in der Kraft des Heiligen Geistes den Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft bis hierher gehen konnten. Dieser Weg ist uns Verpflichtung, eine noch tiefere und sichtbare Gemeinschaft zu suchen und zu finden.

**Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands*

*** Union Evangelischer Kirchen*

Unterwegs zu einem Christusfest

Grußwort bei der 3. Tagung der 12. Synode der EKD
in Magdeburg am 6. November 2016

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, im Namen der Deutschen Bischofskonferenz und ganz persönlich darf ich Sie herzlich zu Ihrer diesjährigen Synoden-Tagung hier in Magdeburg grüßen und Ihnen unsere guten Wünsche überbringen. Möge Gottes Geist Sie in den Beratungen und Entscheidungen hilfreich begleiten und zukunftsträchtig voranbringen.

Als katholischer Ortsbischof im „Lande Luthers“ und als Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz ist es mir eine besondere Freude, die Gelegenheit zu haben, zu Ihnen zu sprechen. Ich halte es für eine wunderbare Geste und mittlerweile gute und bewährte Tradition, dass die Deutsche Bischofskonferenz zu den EKD-Synoden eingeladen und um ein Grußwort gebeten wird. Für mich ist das keine Selbstverständlichkeit oder nur formale Angelegenheit, sondern ein lebendiger Ausdruck unseres vertrauensvollen ökumenischen Miteinanders, das wir in Deutschland pflegen. Dafür bin ich sehr dankbar.

Ihr Schwerpunktthema in diesem Jahr lautet: „... so wirst du leben (Lk 10,28). Europa in Solidarität – Evangelische Impulse“. Ein aktuelleres Thema hätten Sie kaum wählen können. Nach dem Votum der Briten, aus der Europäischen Union auszutreten, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhalt Europas in einer Brisanz, wie wir es noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätten. Treffend hat Papst Franziskus bei der Verleihung des Karlspreises im Mai dieses Jahres dazu formuliert: „Was ist mit dir los, humanistisches Europa, du Verfechterin der Menschenrechte, der Demokratie und der Freiheit? Was ist mit dir los, Europa, du Heimat von Dichtern, Philosophen, Künstlern, Musikern, Literaten? Was ist mit dir los, Europa, du Mutter von Völkern und Nationen, Mutter großer Männer und Frauen, die die Würde ihrer Brüder und Schwestern zu verteidigen und dafür ihr Leben hinzugeben wussten?“ Bereits im letzten Jahr hatte Papst Franziskus den Kontinent bei seiner Rede im Europaparlament mit einer Großmutter verglichen, die alt und betagt ist, deren Lebensgeister erloschen sind, die müde und abgekämpft

ist und die nicht mehr viel vom Leben erwartet. Stattdessen sollte – um im Bild des Papstes zu bleiben – Europa doch wie eine Mutter sein, wie eine Lebensspenderin, die ihre Kinder und Nachkommen in allem unterstützt, die fast nie müde wird – und wenn, dann sich das nicht anmerken lässt. So ein Europa hätten sicher viele gern. Welchen Beitrag aber kann jede und jeder Einzelne dazu leisten? Und welche Rolle nehmen die Kirchen in diesem Kontext ein? Sind sie, um das Bild weiterzudenken, die ungeliebten Tanten und Onkel, die nicht zum engeren Kreis der Familie gehören, aber doch immer irgendwie mitreden möchten? Oder sind sie gar die schon erwachsenen Kinder, die viel gesehen, viel erlebt und schon viel durchlitten haben und daher mit ihrer Mutter fast schon auf Augenhöhe sind, jedoch immer noch letztlich Kinder bleiben? Auf jeden Fall dürfen wir als Kirchen das Thema der Zukunft Europas nicht ausschließlich den Politikern überlassen. Stattdessen sollten wir gemeinsam für ein menschenwürdiges Europa eintreten, das sich durch Nächstenliebe, Solidarität und Vertrauen auszeichnet. Auch wenn die großen Meldungen zur Flüchtlingssituation aus den Nachrichten verschwunden sind, so ist dieses Thema keineswegs vom Tisch. Die Frage, wie wir mit denen umgehen, die aus Angst und Verzweiflung Zuflucht bei uns suchen, kann nur gemeinsam beantwortet werden. Dafür brauchen wir ein starkes Europa, das sich mutig und kreativ den Herausforderungen stellt und in dem die christlichen Werte nicht nur beschworen, sondern auch wirklich gelebt werden.

Neben diesem Schwerpunktthema beschäftigt Sie alle das 500. Reformationsgedenken, dessen Feiern vor wenigen Tagen begonnen haben. Besonders gefreut hat mich das ökumenische Zeichen, das auf Weltebene mit dem Gottesdienst von Papst Franziskus und dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof Dr. Munib Younan, gesetzt werden konnte. Ich hatte die große Ehre, als Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz nach Lund zu fahren und diesen – so möchte ich ihn schon bezeichnen – ökumenischen Höhepunkt hautnah miterleben zu können. Dass wir vorgestern in der katholischen Kathedrale St. Sebastian hier in Magdeburg gemeinsam einen ökumenischen Gottesdienst nach dem Formular von Lund gefeiert haben, zeigt, wie sehr uns allen die Versöhnung ein Herzensanliegen ist. Auch in unserem Land sind wir dabei auf einem hoffnungsvollen Weg. Das Dokument „Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen“ ist dafür ein lebendiger und starker Ausdruck. Reformationsjubiläen werden nicht in einem luftleeren Raum gefeiert, sondern immer in einem bestimmten historischen und gesellschaftlichen Kontext. Heutzutage ist dieser wie niemals derart zuvor von ökumenischen Entwicklungen, Herausforderungen und Aspekten geprägt. Daher

interessiert seit einiger Zeit schon besonders, wie das gewachsene Miteinander der Kirchen in Deutschland aufgegriffen und fruchtbar gemacht wird. Zu Beginn der Lutherdekade 2008 war ich skeptisch, was und wie wohl 2017 gefeiert würde. „Wird es“ – so habe ich damals provokativ gefragt – „eine Jubel- und Profilierungsfeier des Protestantismus mit antikatholischen Spitzen?“ Vieles hat sich seitdem bewegt und geklärt. Eine wahrhaft „ökumenische Lerngeschichte“ ist in Gang gekommen. Dass wir nun 2017 miteinander ein Christusfest feiern wollen und uns gemeinsam auf den besinnen, der uns die Einheit schenkt und in dem wir schon eins sind, ist eine Frucht dieser konstruktiven Entwicklung. Damit könnte auch unser gemeinsames Christuszeugnis für die Welt an Bedeutung gewinnen. Gerade in den Gebieten der ehemaligen DDR, wo christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu. Darum sollten wir noch mehr in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis geben. Ich hoffe sehr, dass das Jahr 2017 mit seinen ökumenischen Initiativen dazu beiträgt. Dass wir heutzutage in unserer Region so denken, ist freilich im 16. Jahrhundert noch nicht zu erwarten gewesen. Obwohl Kardinal Albrecht als Landesherr – übrigens einer der populärsten Gegenspieler Luthers – mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die Ausbreitung der Reformation auf seinem Territorium kämpfte, wurde Magdeburg schon bald ein „Hort des Protestantismus“ und ein Widerstandsnest gegen Karl V. Hier entstanden auch die sogenannten „Magdeburger Zenturien“, das erste konfessionelle Geschichtswerk. Dessen Ziel war es, die Reformation aus der Tradition heraus zu legitimieren und gleichzeitig zu beweisen, dass die Papstkirche vom ursprünglichen Glauben abgefallen ist. Immer noch kann man sich in Magdeburg auch anhören, dass die Stadt 1631 durch Tilly, den Feldherrn der katholischen kaiserlichen Truppen, erobert worden ist. 20.000 Menschen haben dabei den Tod gefunden. Fortan wurde „Magdeburgisieren“ zum sarkastischen Begriff für sinnloses Zerstören. Und Lützen im Süden Sachsen-Anhalts erinnert an den schwedischen König Gustav Adolf, der dort 1632 gefallen ist, zuvor aber siegreich in die Kämpfe eingegriffen hatte und darum von evangelischen Christen in Deutschland auch als Glaubensheld und Retter in der Not angesehen wurde.

Andererseits gab es in unserem Gebiet aber auch Beispiele dafür, dass man sich verständigen konnte und bedeutsame Schritte aufeinander zugegangen ist. Eines davon stellt der letzte katholische Bischof von Naumburg-Weitz, Julius von Pflug, dar. Er gilt als Vermittlungstheologe, als ein Mann der Versöhnung und des Friedens, dem die Erneuerung

und Einheit der Kirchen ein wesentliches Anliegen war. Im kommenden Jahr würdigen wir diesen zumeist unbekanntem Vermittler in Zeiten mit einer Ausstellung unter dem Titel: „Dialog der Konfessionen – Bischof Julius Pflug und die Reformation“. Und aus der jüngeren Vergangenheit möchte ich das Wort der katholischen Bischöfe in der DDR von 1983 zum 500. Geburtstag Martin Luthers erwähnen oder das gemeinsame Wort der evangelischen und der katholischen Kirche in Thüringen und Sachsen-Anhalt von 1996 zum 450. Todestag Martin Luthers. Unvergessen für viele bleibt außerdem die Taufanerkennung, die wir im hiesigen Dom im Jahr 2007 feiern durften und die ein unvergleichliches Zeichen der ökumenisch gewachsenen Gemeinschaft ist. Und kürzlich erst waren etwa 1000 zumeist jüngere evangelische wie katholische Christen aus unserer Region und darüber hinaus zusammen mit Landesbischöfin Junkermann, Kirchenpräsident Liebig und mir auf einer gemeinsamen Pilgerfahrt „Mit Luther zum Papst“ in Rom. Ökumene ist für uns schon lange kein Fremdwort mehr, sondern lebendige Wirklichkeit.

Verehrte Synodale, meine Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, 2017 feiern wir miteinander ein Christustag. Ich freue mich darauf und hoffe, dass wir danach noch gefestigter und versöhnter unseren ökumenischen Weg weiter gehen können und werden. Darin bestärkt hat mich auch die gemeinsame Pilgerreise von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD ins Heilige Land, von der wir vor zwei Wochen froh und guten Mutes zurückgekehrt sind. Das Miteinander-Unterwegs-Sein, der intensive Austausch und vor allem die Gemeinschaft im Gebet haben uns noch mehr bewusst gemacht, wie sehr wir zusammengehören und wie sehr wir einander brauchen. Diese Erfahrung wird, da bin ich gewiss, durch die gemeinsamen Initiativen, die wir für das nächste Jahr vereinbart haben, weiter gestärkt werden. Bei einer Bibeltagung in Stuttgart werden wir uns auf die Heilige Schrift als gemeinsame Glaubensquelle besinnen. Beim Buß- und Versöhnungsgottesdienst in Hildesheim werden wir unsere beiderseitige Schuld bekennen und Gott um Vergebung bitten. Und in einer eigenen Veranstaltung im kommenden September in Bochum werden wir besonders die Herausforderungen, vor denen wir als Christen in der Gesellschaft stehen, gemeinsam in den Blick nehmen. Letztendlich geht es bei all dem um den Dienst der Verkündigung des Evangeliums. So möchte ich mit einem Wort des Apostels Paulus schließen, das über unserer Botschaft der ökumenischen Pilgerreise ins Heilige Land stand und das ich auch Ihnen für Ihre Beratungen mit auf den Weg geben möchte (2 Kor 4,5): „Wir verkündigen nämlich nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als den Herrn.“

Spuren der Hoffnung

Grußwort zu „25 Jahre Liborius-Gymnasium in Dessau“
am 24. November 2016

Als Schüler musste ich in der 10. Klasse einmal einen Hausaufsatz zum Thema „Darstellung der eigenen Entwicklung“ schreiben. Darin habe ich mich gewagt, auch Kritik an der DDR-Erziehung zum Hass und Kampf gegen Andersdenkende und angebliche Feinde zu üben. Die schulische Reaktion darauf war eindeutig. Ich bekam keinerlei Zensuren und musste mir am Ende einer langen und vernichtenden Entgegnung sagen lassen: „So kann man nicht denken, wenn man in der DDR aufgewachsen ist!“

Offensichtlich gab es damals ein ganz klares Ziel der Erziehung: Es sollte eine – wie es hieß – sozialistische Persönlichkeit herangebildet werden, vom Marxismus-Leninismus überzeugt und der Partei der Arbeiterklasse ergeben. Dass das Christentum dabei als reaktionäres Hindernis angesehen wurde, dürfte verständlich sein. Dementsprechend traute man dem Glauben im Allgemeinen und der Kirche im Besonderen absolut nicht über den Weg.

Darum wäre eine Schule wie das Liborius-Gymnasium zu dieser Zeit undenkbar gewesen, auf keinen Fall staatlich anerkannt worden. Wer hätte damals – aber auch noch um 1989 herum – gedacht, dass es in Dessau irgendwann einmal eine Alternative zum staatlichen Schulsystem geben würde, die sich ausdrücklich am christlichen Menschenbild orientiert! Inzwischen existiert das Liborius-Gymnasium schon 25 Jahre. Neue Herausforderungen sind auf uns alle zugekommen. Die Lebensbedingungen der Menschen und ihre Bedürfnisse haben sich verändert. Unsere derzeitige gesellschaftliche und politische Situation zeigt, dass sich viele Menschen mit der zunehmend globalisierten Welt schwer tun. In einer Gesellschaft, die von den unterschiedlichsten Religionen, Kulturen und Wertevorstellungen geprägt ist, ist es nicht immer leicht, die eigene Identität zu finden und dabei gleichzeitig die Einstellungen anderer Menschen zu achten. Die neuesten Entwicklungen in Wissenschaft und Technik fordern zu ethischen Entscheidungen heraus. Und die elektronischen Medien eröffnen immer neue Möglichkeiten, an Informationen zu kommen, sich mit anderen zu vernetzen und sich selbst zu präsentieren. In dieser sich rasant verändernden und immer vielfältiger werdenden Welt wachsen unsere Kinder und Jugendlichen heute auf. Wie kann angesichts dessen das Profil einer katholischen Schule aussehen? Von welcher

Hoffnung müsste ihr Leben inmitten der vielfältigen gesellschaftlichen Herausforderungen geprägt sein?

Fragen wir noch direkter: Warum sollte es überhaupt eine katholische Schule geben? Eine erste Antwort darauf ist in unserem Fall sehr schlicht: Weil es damals viele Eltern gewollt haben. Es gab eine große Nachfrage – und das ist bis heute so geblieben. Und erstaunlicherweise fragen ja nicht nur katholische Eltern danach. Es werden auch Kinder anderer Konfessionen und Glaubensrichtungen und sogar auch Kinder aus konfessionslosen Familien einer katholischen Schule anvertraut.

Was steckt hinter dieser großen Nachfrage? Ist es die Erwartung, die eigenen Kinder in einem behüteten kirchlichen Milieu zu wissen? Oder die Vorstellung, dass eine kirchliche Schule eine Art „Eliteschule“ sei, die man seiner eigenen sozialen Herkunft sozusagen „schuldig“ ist? Beides wäre ein Missverständnis und würde dem kirchlichen Auftrag nicht gerecht werden, der mit der Übernahme von Schulen verbunden ist. Eine große Nachfrage allein oder die Vorstellung, sich zur Sicherung des eigenen Nachwuchses eine „Kaderschmiede“ zu schaffen, wären noch keine überzeugenden Argumente für katholische Schulen. Abgesehen davon, kämen in unseren kleinen Verhältnissen vermutlich überhaupt keine stabilen Klassen zustande.

Dass die Kirche sich überhaupt in dieses Feld der Erziehung und Bildung hinein begibt, hat vielmehr zutiefst mit dem Auftrag zu tun, den sie gegenüber der Gesellschaft hat. Und dieser Auftrag besteht darin, öffentlich zu bezeugen und zu vermitteln, dass wir als Kirche ein Interesse an den Menschen haben. In der Überzeugung, „dass Gott jeden Menschen aus Liebe einzigartig erschaffen hat“, sind Christen seit jeher motiviert, Kinder und Jugendliche „bei der Entwicklung und Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu unterstützen“. Deshalb haben verschiedene Ordensgemeinschaften schon seit Jahrhunderten Schulen gegründet – und deshalb gibt es eben auch letztlich in unserem Bistum eine solche Schule wie das Liborius-Gymnasium.

Was heißt das für eine Schule aber nun konkret, ein Interesse am Menschen zu haben?

Da ist einmal die tiefe Überzeugung, dass Bildung ein Grundrecht aller Menschen ist. Daraus folgt, dass eine katholische Schule grundsätzlich für alle zugänglich sein will, unabhängig vom sozialen Status. In diesem Sinn dürfte sie also keinesfalls eine Eliteschule sein. Im Gegenteil: „Unsere Schulen müssen sich daran messen lassen, wie offen und einladend sie gerade auch für junge Menschen aus einkommensarmen Familien wirken.“ Das heißt zum Beispiel, die Frage nach der Ermöglichung des Schulgelds zu stellen, oder die Frage, wie teuer Klassenfahrten sein müs-

sen beziehungsweise welche Materialisten den Kindern ausgehändigt werden.

Ein zweites gehört zum katholischen Profil unbedingt dazu: ein Verständnis von Bildung, die den ganzen Menschen im Blick hat. Die Jesuiten, deren Orden schon im 16. Jahrhundert Schulen gegründet hat, nennen eine solche Einstellung den „Dienst an der Würde der Schüler und Schülerinnen“. Das bedeutet, sich am Menschen selbst zu orientieren – vor allen ökonomischen und anderen verzweckenden Kriterien. Es geht darum, „die Person der Lernenden in ihrer Ganzheit zu respektieren und eine Vielfalt an Kompetenzen zu entwickeln, die die menschliche Person bereichern; Kreativität, Vorstellungskraft, die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, Liebe zur Welt, Gerechtigkeitssinn, Mitgefühl“. Dazu gehören auch soziale Projekte.

Eine katholische Schule bietet darüber hinaus auch einen Raum für existenzielle Fragen und hält die Frage nach Gott offen. Im Schulalltag kann es immer wieder um Grundfragen der menschlichen Existenz gehen: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Was ist der Sinn des Lebens? Wie können wir Sterben und Tod deuten? Eine katholische Schule kann hier Rede und Antwort stehen und Perspektiven einer Hoffnung vermitteln, die uns Christen erfüllt. Das geschieht keineswegs nur im Religionsunterricht, sondern durchzieht alle schulischen Fächer und Lebensbereiche. In unserer komplexen Welt, in der sich immer mehr Menschen verunsichert und entwurzelt fühlen, ist dies nicht nur ein missionarischer, sondern ein zutiefst diakonischer Dienst am Leben der Kinder und Jugendlichen und auch am Leben ihrer Familien.

Zum Dienst an der Würde der Schüler und Schülerinnen gehört es dann aber auch, dass sich eine katholische Schule der Realität der heutigen Welt öffnet: das heißt, dem Pluralismus und der Säkularisierung. Das bedeutet nicht, zu verleugnen, auf welchem Boden man selbst steht. Im Gegenteil! Je stabiler das eigene Fundament ist, desto besser kann man sich auf andere einlassen. Aber es macht das Katholisch-Sein im tiefsten aus, dass es den Dialog mit Andersdenkenden, mit Suchenden und Fragenden eröffnet. Schüler und Schülerinnen lernen so den respektvollen Umgang miteinander; und andererseits erfahren sie, dass es beim christlichen Glauben nicht um ein System unter anderen geht; nicht um eine Ideologie oder eine Philosophie; auch nicht um eine Sammlung von Lehrsätzen, die zu glauben sind – sondern um die Begegnung mit der Person Jesu. „Ich gönne meinem Kind“ – so hat eine Frau einmal den Wunsch, ihr Kind taufen lassen zu wollen, begründet – „einen so menschenfreundlichen Gott, wie ihn die christliche Botschaft vermittelt.“

Das führt zu einem letzten Punkt: Als Kirche lernen wir gerade im Ge-

sprach mit anderen sehr viel über unseren eigenen Glauben. Lehrer und Lehrerinnen lernen, indem sie lehren. Die Kinder und Jugendlichen, aber auch die Eltern und die Kollegen und Kolleginnen bringen ihre Fragen und ihre Sicht der Dinge ins Spiel. Begegnung ist dann nur möglich, wenn beide Seiten Hörende bleiben und dazu bereit sind, sich ihren Horizont immer wieder erweitern zu lassen. Darin liegt die große Chance, dass die Kirche den Menschen wirklich nahe bleibt, dass sie an der Realität der Welt wirklich dran ist und sich immer neu bemüht, das Evangelium in diese komplexe Welt hinein zu übersetzen.

Ich bin sehr froh und dankbar, dass es in unserem Bistum eine Schule wie das Liborius-Gymnasium gibt, in der sich ein katholisches Profil in diesem Sinne widerspiegelt. Sie ist mitten in unserer Gesellschaft ein Ort



Musikalischer Höhepunkt des Festaktes war die Rockmesse „Spuren der Hoffnung“ von Markus Schöllhorn, die der Jugendchor der Schule gemeinsam mit einer Band aus Musikern der Musikschule zur konzertanten Aufführung brachte.

von Kirche, an dem Kinder und Jugendliche lernen, verantwortlich mit Freiheit umzugehen, ein Ort, an dem sie sich ganzheitlich entfalten können, ein Ort schließlich, an dem sie einer Vielfalt von Lebensentwürfen begegnen, die ihnen einen weiten Horizont eröffnen – einen Horizont, in dem sie sich nicht verlieren, sondern für den ihnen klare Orientierungspunkte aufgezeigt werden. Eine Schule mit einem solchen Profil ist in unserer Gesellschaft wie ein Leuchtturm. Er leuchtet nicht nur denen, die ohnehin schon dazugehören. Sein Leuchten ist für alle da.

Ich danke der Stiftung, den Lehrenden und Lernenden, Eltern und Großeltern, dem Schullehrnrat und Förderverein und allen, die dazu beitragen. Ein guter Ruf fordert aber auch heraus, und katholisches Profil zu zeigen, bleibt eine ständige Aufgabe. Man kann immer besser werden. In diesem Sinn wünsche ich eine weiter erfolgreiche Entwicklung, viel Fantasie und Elan, Ausdauer und Zuversicht und in allem Gottes Segen.

Anwälte für Migration und Integration

Grußwort beim Vernetzungstreffen der Flüchtlingshilfe
in Magdeburg am 26. November 2016

Sehr geehrte Damen und Herren, alle, die Sie heute hier sind, haben eines gemeinsam: Sie stellen sich mutig und kreativ den gewaltigen Herausforderungen, die unserer Gesellschaft derzeit aufgetragen sind – anstatt das Klagen und Jammern zu verstärken, das man von verschiedenen Seiten immer wieder hören kann. Denn in der Tat, die Themen Migration und Integration sind zu einer der bedrängendsten politischen und sozialen Herausforderungen geworden. Wie wir mit Flüchtlingen und Fremden umgehen, zeigt, welcher Geist in unserer Gesellschaft herrscht, und entscheidet zugleich auch über unsere Zukunft.

Sie alle, die Sie hier sind, geben ein Beispiel dafür, was es heißt, in den Menschen, die zu uns kommen, den Bruder und die Schwester zu sehen, die in Not sind. Das erfordert Mut, denn manche, die sich engagieren, werden von Mitbürgern angefeindet und bedroht. Umso mehr bin ich dankbar, dass es in unserem Land Menschen gibt, die Zivilcourage zeigen und denen, die zu uns kommen, Gastfreundschaft erweisen. Das ist es, was unsere Gesellschaft menschlich macht und was sie derzeit auch dringend braucht!

Als Kirche sind wir hier besonders gefragt. Wir verstehen uns bereits von unserer Gründungsgeschichte her als eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus allen Völkern und Nationen; deshalb gehört es immer schon zu unseren Grunddiensten, Anwälte für Migration und Integration zu sein. Die aktuelle Flüchtlingsproblematik ist dabei geradezu ein „Zeichen der Zeit“, das uns drängt, sehr konkret Position zu beziehen. Die Grundlage, auf der wir das tun, ist unser Gottes- und Menschenbild. „Unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen.“ So heißt es zum Beispiel schon im Buch Levitikus (19,33f): „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“.

Aufforderungen dieser Art ziehen sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament. Welch ungeheure Revolution das bedeutet, können wir erahnen, wenn wir uns die Reaktionen vor Augen halten, die Menschen aus anderen Kulturkreisen auch heute noch hervorrufen. „Bis heute“ – so beschreibt es Kardinal Lehmann einmal – „ist der Fremde, der vom Aussehen über die Gewohnheiten bis zur Sprache unverständlich ist und manchmal abschreckt, für die, die ihm begegnen, etwas zum Fürchten. So wird der Fremde sehr leicht auch zum Feind... Dies ist ein Verhaltensmuster, das man in sehr vielen Kulturen der Menschheit findet.“ Mit der alttestamentlichen Aufforderung, die Fremden zu lieben, wird eine geradezu „kopernikanische Wende“ in der Kulturgeschichte vollzogen, die dann im Christentum noch verstärkt wird. Die Liebe zum Nächsten überwindet hier alle Grenzen von Herkunft, Religion und Kultur. Im Pfingstbericht erfahren wir zum Beispiel, wie es der Geist Gottes den unterschiedlichsten Völkern ermöglicht, zu einer Einheit in Vielfalt zusammenzuwachsen (vgl. Apg 2,1-14).

Als Kirche sind wir damit von Anfang an eine internationale Gemeinschaft von Weltbürgern und kein kleinkariertem Verein von „Nationaltümmlern“ oder „Hinterwäldlern“, die sich nur im eigenen Milieu wohlfühlen und darin verbarrikadieren. Wie sehr das auch uns betrifft, spiegelt sich in mancher Statistik wider. So sind zum Beispiel in unserer Kathedralpfarrei von den rund 4000 Mitgliedern etwa 1000 nicht hier geboren, sondern zugewandert, und zwar aus 63 verschiedenen Nationen. Wenn die ethnische Vielfalt auch nicht in allen unseren Pfarreien so groß ist, sollten wir doch überall solche Veränderungen noch bewusster wahrnehmen und kreativ darauf reagieren. Ich bin davon überzeugt, dass dies uns einiges abverlangt, insgesamt aber letztlich gut tun wird.

In den Flüchtlingen wie auch in den anderen Ausländern um uns herum begegnet uns Christus selbst. Er ist der Gast, der um Aufnahme bittet. So konkret und real heißt es am Ende des Matthäusevangeliums (25,34f.) auch: „Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, und nehmt das Reich in Besitz... Denn ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen.“ Von daher wird Christus uns am Ende unseres Lebens bestimmt nicht fragen: „Habt Ihr euch auch genügend um euch selbst gekümmert und erfolgreich das Abendland verteidigt?“ Seine Frage wird vielmehr lauten: „Was habt Ihr meinen Schwestern und Brüdern getan, die aus Not und Bedrängnis zu Euch geflüchtet sind?“

Dass in unserer heutigen Situation manches verängstigen kann, an die Grenzen bisheriger Praxis stößt und eventuell unlösbar erscheint, ist nicht von der Hand zu weisen. Denn sicher können wir nicht alle, die zu uns kommen, auf Dauer aufnehmen. Sicher bedarf es großer Anstrengun-

gen, um so viele Menschen aus anderen Kulturen erfolgreich zu integrieren. Sicher braucht es Leitvorstellungen, wie wir künftig zusammenleben wollen. Und sicher wird nicht alles so bleiben, wie wir es in der letzten Zeit gewohnt waren. Wie man aber damit umgeht, ist entscheidend. Mit Abschreckungsmethoden, Pauschalurteilen und Diffamierungen werden wir die Probleme nicht lösen können. Wir sollten uns deshalb davor hüten, zu Getriebenen unserer eigenen Ängste zu werden, die Schotten dicht zu machen und neue Mauern aufzubauen. Selbstverständlich kann Deutschland nicht alles meistern, aber im europäischen Verbund wäre mehr möglich, als bisher zustande gekommen ist.

Sehr geehrte Damen und Herren, der heutige Tag gilt nun Ihnen, die Sie sich längst für die Menschen einsetzen, die zu uns geflüchtet sind. Gerade wenn Sie dies als Ehrenamtliche tun, kann es immer wieder vorkommen, dass Sie an Grenzen stoßen: bei sozialrechtlichen Fragen, im Umgang mit Behörden, beim Asylverfahren, aber auch bei der Alltagsbegleitung und bei seelsorgerlichen Anforderungen, die sich mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen ergeben können, mit Menschen, die oft auch traumatisiert sind. Solche und noch verschiedene weitere Themen kommen heute zur Sprache, so dass Sie sich in großer Breite informieren und sich auch miteinander über Ihre Erfahrungen austauschen können.



Aus dem ganzen Bistum kamen Engagierte zum Vernetzungstreffen der Flüchtlingshilfe nach Magdeburg. Dort konnten sie Erlebnisse und Erfahrungen austauschen und sich über Hilfsangebote informieren.

Für die Vorbereitung und Durchführung danke ich allen Beteiligten von Herzen: dem Diözesancaritasverband und den verschiedenen Referentinnen und Referenten von nah und fern, die die Thementische moderieren werden. Dankbar bin ich für die gute Zusammenarbeit zwischen dem Diözesancaritasverband und den verschiedenen Ebenen, Vereinen, Gruppen und Initiativen des Bistums.

Vor allem möchte ich Ihnen allen danken, die Sie sich in der Flüchtlingshilfe engagieren. Sie tragen dazu bei, dass das Miteinander von Deutschen und Menschen anderer Nationen, Religionen und Kulturen zur Normalität des Lebens gehört. Sie sorgen dafür, dass ein Klima der Wertschätzung und des Respekts in der Gesellschaft entstehen kann. Auf Ihre Weise stärken Sie damit auch die Grundlagen unserer Demokratie und zeigen Flagge all denen gegenüber, die sie in Frage stellen oder untergraben wollen. Sie sind ein hoffnungsvolles und zukunftssträchtiges Zeichen in einer Gesellschaft, die von Spannungen geprägt ist, und die uns – die wir hier versammelt sind – dazu herausfordert, die weiteren Entwicklungen aufmerksam zu beobachten und kritisch zu begleiten. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und uns allen einen anregenden Tag, der uns darin ermutigt, auf dem begonnenen Weg weiterzugehen.



Der Bischof besuchte im Sommer 2016 die Zentrale Anlaufstelle für Flüchtlinge in Sachsen-Anhalt. Dort - in Halberstadt - suchte er das Gespräch mit Migranten und machte sich ein Bild von der wertvollen Arbeit der Caritasmitarbeiter|innen.

In gemeinsamer Verantwortung

Grußwort beim Neujahrsempfang
in Magdeburg am 23. Januar 2017

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, in diesem Jahr habe ich Menschen aus den unterschiedlichsten Bereichen eingeladen, die uns als Partner bei unseren kirchlichen Anliegen und Projekten zur Verfügung gestanden haben. Wenn ich mich hier im Saal umschaue, dann erfüllt es mich mit großer Freude und Dankbarkeit, dass es so viele sind, die für dieses unser Wirken in der Gesellschaft offene Ohren haben und uns dabei unterstützen.

Das ist durchaus nicht selbstverständlich. In der öffentlichen Debatte gibt es derzeit immer wieder Tendenzen, die Kirche in den Bereich des Privaten zu drängen. Da die beiden großen christlichen Kirchen in Sachsen-Anhalt gemeinsam nur ein knappes Fünftel der Landesbevölkerung repräsentieren, kritisieren manche unser Verhältnis zu Staat und Gesellschaft. Die marxistisch-leninistische Agitation und Propaganda wirkt dabei bewusst oder unbewusst oftmals noch nach. Das macht vorsichtig gegenüber einer Institution, die mit einem eigenen Anspruch auftritt. Oft wird die Kirche deshalb auch als reaktionärer Interessenverband angesehen, der versucht, in der Gesellschaft die eigenen Positionen durchzusetzen. Deshalb wäre es manchen sicher lieber, wenn es eine stärkere Trennung von Staat und Kirche in unserem Land gäbe. Wieder anderen erscheint die Kirche trotz all ihrer Schattenseiten als nützlicher Kulturträger, willkommener Arbeitgeber oder als eine Dienstleistungseinrichtung für religiöse Bedürfnisse. Viele Klischees und Vorurteile sind hartnäckig und beständig. Damit müssen wir als Kirche ganz einfach leben.

Dabei ist es gut, wenn wir uns und anderen immer wieder einmal bewusst machen, warum wir uns überhaupt in Politik und Gesellschaft engagieren. Selbstverständlich haben wir nicht den Anspruch, aus dem Evangelium eine konkrete Politik abzuleiten. Wir haben in diesem Bereich – wie auch in vielen anderen Bereichen – keine spezifische Kompetenz und können für die einzelnen Aufgaben keine konkreten Lösungen anbieten. Andererseits betreffen all diese Bereiche den Menschen, ob es nun um Politik geht, um Kultur, um Soziales, um Wirtschaft und so

weiter. Und da kommt unser Interesse ins Spiel. Uns geht es um den Menschen, um seine Würde, seine Rechte und seine Freiheit. Deshalb sind wir davon überzeugt, dass wir in den grundsätzlichen Fragen, die die Menschen betreffen, etwas zu sagen haben. Und ich glaube, dass es für den Staat und die Gesellschaft nicht belanglos ist, „ob“ – wie Kardinal Marx es formuliert hat – „die Rede von Gott öffentlich hörbar bleibt, ob man daran glaubt, dass der Mensch eine Würde hat, die er nicht selber gemacht hat, dass es eine Zukunft gibt, die nicht allein in Menschenhand liegt. Es ist nicht unwichtig, dass das verkündet und geglaubt wird. Dass die Gottesfrage in diesem Sinne lebendig gehalten wird, ist vielmehr eine gesellschaftspolitisch hochrangige und wichtige Aufgabe“.

Wir stehen deshalb für eine Wertorientierung in der Politik ein und unterstützen den Staat darin, sich für das Gemeinwohl zu engagieren. Eine Weise, wie katholische Kirche seit über hundert Jahren versucht, diese ihre Verantwortung wahrzunehmen, schlägt sich in unserer Soziallehre nieder: in den vier Eckpunkten Personalität – Solidarität – Subsidiarität und Gemeinwohl. Das heißt: jeder Mensch besitzt von Gott her – wie wir glauben – die gleiche unantastbare Würde, woraus ein Leben in freier Selbstbestimmung folgt. Doch der Mensch ist auch soziales Wesen. Es braucht deshalb das Bewusstsein der Verantwortung für alle Menschen, gerade auch für die, die von sich aus keine Chance haben, ihre Selbstverantwortung wahrzunehmen. Die Hilfe, die dabei zu leisten ist, muss immer Hilfe zur Selbsthilfe sein. Und wir sind schließlich davon überzeugt, dass soziale Gerechtigkeit Gemeinwohlgerechtigkeit bedeutet.

Das kann auch nur im Interesse eines demokratischen Staates und einer freiheitlichen Gesellschaft sein; denn wohin es führt, wenn das Gemeinwohl gering geschätzt wird, haben wir in unserer Geschichte leidvoll erlebt. Wenn ich auf die gesellschaftliche Stimmungslage schaue und sehe, wie durch bestimmte Gruppierungen die Ängste und Sorgen der Menschen aufgegriffen und weiter geschürt werden, scheint es mir derzeit besonders wichtig zu sein, darauf hinzuweisen. Mit erschreckender Deutlichkeit tritt dabei die Nähe zu extremistischem Gedankengut zu Tage. Eine solche Radikalisierung ist entschieden zurückzuweisen. Da sind auch wir als Kirche in der Pflicht, uns einzumischen und darauf aufmerksam zu machen, wohin solche nationalistischen und fremdenfeindlichen Tendenzen führen können. Wenn Populisten die Zukunft prägen wollen und das „Gift der einfachen Lösungen“ propagieren, sehe ich unsere Demokratie und damit auch die Zukunftschancen der Menschen in Gefahr.

Um so wichtiger erscheint es mir deshalb, dass diejenigen an einem Strang ziehen, die sich für Demokratie, für die Achtung der Menschen-

würde und für eine solidarische Zivilgesellschaft einsetzen. Ich bin froh und dankbar, dass wir als Kirche darin nicht alleine sind. Der heutige Tag zeigt etwas von diesem gemeinsamen Engagement. Es gibt nämlich Anliegen, für die sich Menschen ohne kirchliches Bekenntnis nicht weniger oder sogar noch mehr als wir Christen engagieren. Und es gibt dabei Projekte, die wir als Kirche gar nicht ohne Partner von außen durchführen könnten.

Das sind zum Beispiel Partner aus dem Bereich der Verwaltung und den Behörden, und zwar auf den verschiedensten Ebenen. Dann Partner aus dem großen Feld der sozialen Einrichtungen und der sozialen Arbeit. Es gibt Betriebe, die mit uns zusammenarbeiten, sowie auch verschiedene öffentliche Dienstleister. Dann haben wir Partner im Bereich von Kultur, Tourismus und Medien; ferner auch verschiedene Stadtteil-Initiativen, Verbände und Vereine. Auch Stiftungen sind unsere Partner. Und schließlich die Justizvollzugsanstalt Burg: eine Partnerschaft, die uns heute sogar nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar wird durch den Chor und die Instrumentalisten, die uns schon so wunderbar eingestimmt haben und von denen wir gleich noch einen weiteren Beitrag hören werden.

Was mich sehr freut und ermutigt: Trotz unseres unterschiedlichen Hintergrunds gibt es doch vieles, was uns gemeinsam bewegt und wofür wir uns gemeinsam stark machen. Ich habe gehört, dass manche unserer Kooperationspartner es sogar als wohltuend empfinden, sich nach dem Ende des DDR-Regimes durch gemeinsame Projekte wieder an die katholische Kirche und ihre Inhalte annähern zu können. Ihnen allen, die Sie heute gekommen sind, gebührt deshalb ein ganz besonderer Dank! Lassen wir uns von Schwierigkeiten und Hindernissen nicht beirren. Folgen wir vielmehr weiterhin unseren tiefsten Überzeugungen und tragen wir so zu einer solidarischen Zivilgesellschaft und einer Kultur der Menschlichkeit bei. Als kleines Zeichen meines Dankes soll der heutige Tag stehen, an dem uns ja noch einiges an Programm geboten wird. Ich freue mich zum Beispiel schon auf einen weiteren Beitrag des Chores von der Justizvollzugsanstalt Burg, den wir gleich noch einmal hören werden.

Von der Lutherdekade zum Reformatiionsgedenken

Ein ökumenischer Lernprozess mit Perspektive?
Vortrag bei der Montagsakademie der Theologischen Fakultät
Paderborn am 30. Januar 2017

Als 2008 die „Lutherdekade“ begann, habe ich mich in einem Beitrag für die evangelischen Kirchenzeitungen in Mitteldeutschland folgendermaßen geäußert: „1617 wurde deutschlandweit das 100jährige Jubiläum von Luthers Thesenanschlag gefeiert. Rom hatte dem ein Sonderjubiläum zur ‚Ausrottung der Ketzereien‘ entgegen gesetzt. Ein Jahr später brach der 30jährige Krieg aus. Heutzutage indes begehen mancherorts evangelische und katholische Christen den Reformationstag sogar mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Und nun will die Evangelische Kirche in Deutschland zusammen mit staatlichen und kommunalen Partnern auf das 500jährige Jubiläum dieses Ereignisses mit einer Dekade hinführen. Ich gestehe, meine Gefühle sind gemischt. Selbstverständlich ist es jeder Kirche belassen, Ereignisse oder Personen, die für sie bedeutsam sind, entsprechend zu würdigen. Manchmal – wie beim 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth – kommt man dabei auch schon zu zwischenkirchlichen Gemeinsamkeiten. Andere Anlässe hingegen erinnern zu sehr an tragische Entwicklungen und stehen zweifelsohne für konfessionalistische Abgrenzungen. Wie kann und soll man auf diese in einer Zeit ökumenischer Sensibilität eingehen? Das ist für mich auch die entscheidende Frage im Hinblick auf das kommende Reformatiionsjubiläum. Wird es eine Jubel- und Profilierungsfeier des Protestantismus mit antikatholischen Spitzen? Dazu reichte schon, die Reformation als ‚Morgenröte der Moderne‘ oder ‚Geburtsstunde der Freiheit‘ hinzustellen. Eine solche Interpretation wäre nicht nur historisch äußerst fragwürdig, sondern auch kaum an Kriterien des Evangeliums orientiert und außerdem noch ökumenisch kontraproduktiv. ‚Katholisch‘ zu sein, hätte demnach dann – mindestens indirekt – das Image von ‚unzeitgemäß‘ und ‚hinter der Aufklärung zurückgeblieben‘. Vielleicht gelingt es aber in den nächsten Jahren noch, dass evangelische und katholische Theologen zu einer gemeinsamen Interpretation der Ereignisse am Beginn der Reformation und ihrer Wirkungen gelangen. Beide Seiten müssten sich darin freilich

ohne Verbiegungen wieder erkennen können. Angeregt ist ein solches Vorhaben vom Kontaktgesprächskreis der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Konkrete Überlegungen und erste positive Reaktionen dazu gibt es bereits. Auf jeden Fall wäre das eine gute Grundlage für eine weiterführende ökumenische Würdigung des bevorstehenden Reformationsjubiläums. An was man da noch denken könnte, hängt wohl in erster Linie davon ab, ob evangelischerseits überhaupt eine intensivere katholische Beteiligung erwünscht ist. Bei günstigen Entwicklungen wäre eventuell sogar – ähnlich wie 1996 anlässlich des 450. Todestages von Martin Luther – so etwas wie ein ökumenischer Kirchentag möglich, mindestens der mitteldeutschen Region. Schließlich stellt Luther und sein Reformanliegen auch für viele Katholiken eine ‚geistliche und theologische Herausforderung‘ dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt. Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach der Dekade und dem Reformationsjubiläum näher sein oder ferner? Für mich bleibt das eine spannende Frage.“¹ So lautete meine Einschätzung vor etwa neun Jahren.

Vieles war damals und längere Zeit noch offen. Bezeichnend dafür ist auch, dass ein Heft der evangelisch verantworteten „Berliner Theologischen Zeitschrift“ von 2011 den Titel trug: „Ratlos vor dem Reformationsjubiläum?“² Und 2014 – sechs Jahre nach dem Beginn der Dekade – konnte man von Thomas Söding, einem in die Vorbereitungen involvierten und den Prozess kritisch begleitenden katholischen Theologen, hören: Immer „noch weiß niemand so recht, was eigentlich gefeiert wird und wer schließlich hingeht zum Fest.“³ 2015 brachte dann der Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden des Rates der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford Strohm, und dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, einige Klarheit darüber, wie eine Beteiligung der katholischen Kirche am Reformationsgedenken aussehen könne und welche Initiativen zum Ausdruck bringen sollen, dass man es gemeinsam als ein Christusfest begehen wolle.⁴ Zugleich haben führende Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland sich unmissverständlich davon abgegrenzt, das Reformationsjubiläum etwa als „deutschtümelndes Lutherheldengedenken“ (Margot Käßmann) oder als „protestantische Selbstbeweihräucherung“ (Heinrich Bedford-Strohm) zu verstehen. Europäisch und ökumenisch solle es sein. „Wir wollen alles tun“ – so der Ratsvorsitzende – „um jede Form von Konfessionalismus zu überwinden.“⁵

Insgesamt stellt sich die Situation in Deutschland freilich etwas komplizierter beziehungsweise vielschichtiger dar. Allzu verschiedene Akteure

und Interessen sind im Spiel. Das hat Landesbischof Bedford-Strohm einmal im Bild der Schalen einer Zwiebel zu beschreiben versucht. Als äußerste Schale sieht er dabei die kulturelle und historische Bedeutung der Reformation. Um diese angemessen zu würdigen, arbeite die evangelische Kirche bei den Planungen eng mit dem Staat zusammen. Sie sei diesem auch dankbar für alle finanzielle und ideelle Unterstützung. Bei der nächsten Schale gehe es um die Neuentdeckung Gottes. Auf dem Hintergrund dessen, dass viele Menschen inzwischen zwar wieder nach Gott fragen, ohne aber schon einen Zugang zu Christus zu haben, biete das Reformationsjubiläum auch die Möglichkeit, „die religiösen Quellen, aus denen wir leben, neu zu entdecken“ und darüber mit anderen ins Gespräch zu kommen. Den Kern des Ganzen bilde schließlich Christus selbst. Ihn mit den katholischen und orthodoxen Schwestern und Brüdern zu feiern, sei „mehr als nur eine schöne ökumenische Einigungsformel. Es ist“ – so der Ratsvorsitzende – „genau das, was Martin Luther selbst wollte, als er die entscheidenden Impulse für die Reformation gegeben hat. Er wollte neu auf Christus hinweisen.“⁶ Auch wenn anlässlich des 500. Reformationsgedenkens noch kein – wie von einigen erhofft und angestrebt – gesamtdeutscher Ökumenischer Kirchentag möglich geworden ist, zeigt diese christologische Ausrichtung doch den festen Willen, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und in den ökumenischen Beziehungen voranzukommen. Neben gemeinsamen katholisch-evangelischen sowie multilateral-ökumenischen Vorhaben und hauptsächlich von der evangelischen Seite verantworteten Feierlichkeiten wird es 2017 jedoch auch – so die nüchterne Erkenntnis derer mit größeren Erwartungen – viele Veranstaltungen, Publikationen und andere Aktivitäten geben, ein kunterbuntes Allerlei, das gar nichts oder nur wenig damit zu tun hat, worum es Luther und den anderen Reformatoren zutiefst gegangen ist und welche Herausforderung sich damit für die Christenheit einst wie heute verbindet. Da kann man nur hoffen, dass die religiöse Dimension nicht völlig in den Hintergrund verdrängt wird.

Zwischen Vermarktung, Kampf um die Deutung und differenzierter Annäherung

Schon seit längerem „luthert es“ besonders in Deutschland gewaltig, wird über den Reformator vielfältig geforscht, geschrieben und debattiert, bringt man seine Wirkungsstätten auf Hochglanz, vermittelt Ausstellungen und Konzerte die Zeitumstände und Auswirkungen der Reformation, ringt man um deren Bedeutung für die Gegenwart, folgen Touristen und Pilger Luthers Spuren, treibt seine Vermarktung aber auch manche

kuriosen Blüten. Luthersalamis in Form eines mit Lutherrose verzierten Gebetbuches, Neujahrskarten mit einem in Talaren tanzenden Pastorenpaar, T-Shirts mit dem Slogan „95 Mal hat Martin Luther den Nagel auf den Kopf getroffen“ oder Luthersocken mit der Aufschrift „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ sind nur einige Beispiele dafür. Insgesamt bewegt man sich bei allen Bemühungen, Luther ins Spiel zu bringen, „zwischen Popularität und Fremdheit, Mythos und Wissenschaft, Historisierung und Aktualisierung“.⁷



Interessanterweise hat der Kult um Luther sich schon seit dessen Lebzeiten entwickelt und im Laufe der Jahrhunderte vielfältige Formen angenommen. „Echte Verehrung steht“ – wie Franz Kadell es beurteilt – „neben reiner Vermarktung, Kunst neben Kitsch, Großes neben Groteskem, Banales neben Beständigem.“⁸ Damit ist es aber auch möglich, eine Öffentlichkeit zu interessieren, die ein sehr diffuses Verhältnis zur Religion hat. Gerade in „Zeiten religiöser Versteppung“ (Friedrich Schorlemmer), mitten in einem drastischen Bedeutungsschwund des Christentums, wo zum Beispiel in Eisleben, dem Geburts- und Sterbeort Luthers, nur noch 5 Prozent der Bevölkerung als evangelisch und 3 Prozent als katholisch gelten, ist es eine besondere Herausforderung, Menschen für das Reformationsgedenken aufzuschließen. Erschwerend kommt hinzu, dass selbst Protestanten – wie der Theologe und Religionssoziologe Detlef Pollack jüngst in einer Studie herausgefunden zu haben meint – kaum noch eine Ahnung von den Grundanliegen Luthers hätten und stattdessen sogar von ihrem Gegenteil überzeugt wären (zum Beispiel dass man vor Gott auch durch gute Werke gerecht werden könne).⁹

Welche unterschiedlichen Meinungen zu einer angemessenen Würdigung Luthers vertreten werden, zeigt sich schon bei einigen Luther-Biografen aus jüngster Zeit. Auf die Bitte einer Wochenzeitung, folgenden Satz zu vollenden: „Luthers gedenkt man am besten, indem man ...“, lauten die Antworten zum Beispiel: „- ... sich eine informierte Meinung bildet und sich lautstark ins aktuelle politische Geschehen einmischt“ (Maja Nielsen), „- ... isst, trinkt, Zeit mit Freunden verbringt und Me-

lancholie vermeidet“ (Lyndal Ropers) oder „ - ... Lutherdenkmäler des 19. Jahrhunderts mit bunten Farbbeuteln beschmeißt, mit Luftballons ziert oder in pinkvioletten Hula-Hula-Röckchen umtanzt“ (Thomas Kaufmann). Jedoch gibt es auch Äußerungen wie: indem man „ - ... die Bibel liest“ (Heiner Geißler), „ - ... mit dem Blick aufs Kreuz als freier Mensch lebt, nicht ängstlich asketisch und politisch-korrekt, sondern fröhlich, geradeheraus und voll Gottvertrauen“ (Uwe Siemon-Netto) oder „ - ... sich die Erlösungsbedürftigkeit des einzelnen Menschen wie der Menschheit generell vergegenwärtigt“ (Heinz Schilling).¹⁰ Auffällig ist, wie stark gerade deutsche Feuilletons das Thema Reformation popularisieren und dem dazu geführten – so formuliert es Johanna Rahner – „Kampf um die Deutungshoheit“ beträchtlichen Raum bieten.¹¹ Ebenso wird in Fachjournals darauf Bezug genommen. Daneben ist aber auch der Buchmarkt mit einer nicht mehr zu überschauenden Fülle an diesbezüglichen mehr oder weniger gelungenen Schriften expandiert.¹² Historiker, Theologen und Germanisten, evangelische wie katholische oder anders orientierte Autoren stellen darin jeweils ihre Sichtweisen auf Luther sowie die Ursachen und Folgen der Reformation dar, differenziert und kritisch oder auch tendenziös und ideologisch. „Wer bis jetzt“ – so habe ich neulich einmal jemand sagen hören – „noch kein Buch über Luther geschrieben hat, wird auch keines mehr schreiben.“

Worüber wurde und wird aber nun gestritten? Grundsätzlich scheint das Problem in dem zu bestehen, was Thies Gundlach, der Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD, so beschreibt: Faktisch gäbe es immer eine Spannung zwischen historischer Rekonstruktion von Vergangenen und vergegenwärtigender Gedächtniskultur. So ginge es „auch beim Reformationsjubiläum um verdichtetes Erinnern und Erzählen, – und zwar immer so, dass die zeitbedingte Relevanz in die Geschichte hineingelesen wird. (...) Und nur wer relevant erzählen kann, kann im Wettbewerb des Erinnerns bestehen. (...) Jede Interpretation und entsprechende Gestaltung des Jubiläums ist daher ‚zeitgeistbedingt‘; wer bei der Jubiläumsgestaltung den Zeitgeist vermeiden will, feiert allein.“¹³ Dieser Einsicht kann man durchaus einiges abgewinnen. Nicht von der Hand zu weisen ist aber auch die damit verbundene Gefahr oder Versuchung, ein Ereignis zu bewusst als Projektionsfläche aktueller Eigeninteressen zu funktionalisieren. Eine solche könnte zum Beispiel darin bestehen, das 500. Reformationsgedenken weitgehend national und kulturpolitisch zu vereinnahmen oder daraus eine „Identitätsveranstaltung protestantischer Selbstvergewisserung“¹⁴ zu machen.

In gewisser Weise erweckten schon die „Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017“, die der Wissenschaftliche Beirat des aus hoch-

rangigen Vertretern der EKD und des Staates bestehenden Kuratoriums zu dessen Vorbereitung 2010 vorlegte, den Eindruck, dass es im 16. Jahrhundert weniger um einen religiösen Aufbruch gegangen sei, als vielmehr um die Geburtsstunde der Moderne, von Differenzierung und Pluralität, Freiheit und Toleranz, um ein Ereignis mit enormen hauptsächlich politischen, sozialen und kulturellen Auswirkungen.¹⁵ Dem entspricht, nur populistischer beschrieben, wenn Martin Luther andernorts als „Begründer der Neuzeit“, als „Freiheitskämpfer, der die Welt in ihren Grundfesten erschütterte“, als „Glaubensheld, der die Alte Kirche in die Knie zwang“ oder als „der erste Wutbürger“¹⁶ aufgeführt wird. Wie kurios das wirken kann, hat Thomas Söding einmal so karikiert: „Martin Luther ist modern (er hat es nur selbst nicht gewusst), und die Moderne ist lutherisch (sie hat es leider vergessen).“¹⁷ Sicher wird sich Luthers Leben und Wirken trotz aller Interpretationsversuche nie objektiv und authentisch rekonstruieren lassen. Er bleibt ein rätselhafter Mensch mit verschiedenen Zugangs- und Deutungsmöglichkeiten. Verfehlt ist es aber, ihn zu überhöhen und zu mythologisieren, die Reformation weitgehend nur an ihm festzumachen oder ihn als Zeitgenossen des frühen 21. Jahrhunderts aktualisieren zu wollen. Die Tendenz, heutige Entwicklungen recht kurzschlüssig und ziemlich monokausal auf die Reformation zurückzuführen, ist jedoch verbreitet und findet sich in zahlreichen programmatischen Äußerungen von Personen und Gremien, die mit dem Jubiläum befasst sind.

Auch der Grundlagentext zum 500. Reformationsjubiläum mit dem Titel „Rechtfertigung und Freiheit“, den die EKD 2014 publizierte, ist nicht frei davon.¹⁸ Erfreulicherweise argumentiert er zwar im Gegensatz zu früheren Äußerungen des staatlich-kirchlichen Kuratoriums theologisch und räumt mit manchen konfessionalistischen Klischees auf, andererseits vermittelt er aber doch nicht den Eindruck, tatsächlich ökumenisch aufgeschlossen zu sein. Ihm geht es vielmehr – was beträchtliche Irritationen und heftige Kritiken ausgelöst hat – um eine innerevangelische Selbstreflexion und Profilierung. Befremdlicher Weise wird vor allem auch trotz ausführlicher Erschließungsversuche der Rechtfertigungsproblematik nirgendwo erwähnt, dass darin seit 1999 offiziell zwischen Katholiken und Lutheranern ein „differenzierter Konsens“ besteht, d.h. die eigentliche Streitfrage ihre Bedeutung verloren hat. Stattdessen wird das Verständnis solcher reformationstypischer Formulierungen wie „solus Christus“, „sola gratia“ oder „sola scriptura“ noch exklusiv zugespitzt.¹⁹ Eine solche Positionierung hat es Katholiken damals nicht unbedingt einfacher gemacht, sich stärker auf 2017 einzulassen. Mittlerweile ist der vierten Auflage jedoch ein aktualisiertes Geleitwort vorangestellt, das

die katholischen Bedenken aufnimmt, explizit auf die Ergebnisse der ökumenischen Dialoge hinweist und für ein gemeinsames Christusfest wirbt.²⁰ Aus dieser Debatte konnte von beiden Seiten gelernt werden: Selbstvergewisserung der eigenen Grundlagen ist durchaus legitim, darf aber nicht zu Abgrenzungen gegenüber anderen Kirchen führen. Und: Die Ergebnisse der ökumenischen Dialoge sind ein Schatz, der jede einzelne Konfession bereichert; fatal hingegen ist eine konfessionelle Selbstverständigung, die diesen Schatz nicht integriert.

Ebenso zeigen sich in der 2015 durch das Kuratorium zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums abgegebenen Erklärung geringfügige Veränderungen. Dort ist auch davon die Rede, sich mit „der geistlichen Dimension“ auseinanderzusetzen, „den bleibenden Beitrag des reformatorisch geprägten Glaubens für unsere Welt zu diskutieren und ‚über die Identität des westlichen Gesellschaftsentwurfs nachzudenken‘ (di Fabio)“. Zugleich wird es als „ein schönes und zukunftsweisendes Signal gelebter Ökumene“ bezeichnet, „dass die beiden großen Kirchen das Reformationsfest 2017 gemeinsam und in ökumenischer Verbundenheit begehen wollen“²¹.

Wie schon der Titel „Theologische Botschaft“ eines anderen jüngst erschienenen Textes zum Ausdruck bringt, gehen dessen Verfasser – der Leitungskreis, der die Vorbereitungen der zwischen dem Deutschen Evangelischen Kirchentag und der EKD verabredeten Veranstaltungen beim Jubiläum verantwortet – darin verstärkt auf die religiöse Dimension der Reformation ein, heben aber auch hervor, wie bedeutsam deren Impulse für die Entwicklung der ganzen Menschheit waren. „Die Reformation“ – kann man da lesen – „ist ein Teil der Freiheitsgeschichte der Neuzeit. Die Reformatoren betonten die persönliche und unmittelbare Verantwortung vor Gott und die Rechtfertigung allein aus Glauben. Diese Gedanken waren bahnbrechend, ihr Freiheitsbegriff revolutionär.“ Selbstkritisch wird zwischendurch eingeräumt: „Gleichwohl gingen davon aber auch unversöhnlicher Konfessionalismus, Antijudaismus, religiöser Fanatismus, Gewaltherrschaft und eine sich anbahnende Überhöhung des Individuums aus.“ Dann aber heißt es wieder: „Kerngedanken der Reformation ... wurden zu Quellen von Menschenrechten und Demokratie, von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit. (...) Das reformatorische Erbe leistet als Freiheits- und Versöhnungskraft einen wesentlichen Beitrag für den Zusammenhalt der Gesellschaft, für den europäischen Einigungsprozess und für einen gerechten Frieden in der einen globalisierten Welt.“²² Auch wenn u.a. erwähnt wird, dass man „im geschwisterlichen Dialog mit der Vielfalt der Konfessionen“ steht und 2017 „in ökumenischer Weite“ „als Christusfest feiern“ will,²³ hat ein ka-

tholischer Leser doch nicht den Eindruck, dass hierbei der ökumenische Aspekt als besonders wesentlich angesehen wird. Irgendwie bleibt die Spannung beziehungsweise das Dilemma, im Hinblick auf 2017 einerseits zwar erfreuliche ökumenische Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten gefunden zu haben, andererseits aber weiterhin nicht auf gewisse konfessionalistisch angehauchte Erklärungsmuster verzichten zu können oder zu wollen.

Zu den zahlreichen Bemühungen der letzten Zeit, sich mit der Reformation auseinanderzusetzen und sie zu vermitteln, gehören auch einige katholische beziehungsweise ökumenische Initiativen wissenschaftlicher Art. Auf dem Hintergrund dessen, dass schon die katholische Lutherforschung des 20. Jahrhunderts gegenüber einer zuvor einseitig polemischen zu einer sachgerechteren Deutung des Reformators und seiner Anliegen gekommen war, widmete sich 2014 in Erfurt ein Symposium – veranstaltet durch die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt und das Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn – dem Thema: „Luther: Katholizität und Reform. Wurzeln – Wege – Wirkungen“.²⁴ Vielfältig und anregend haben die daran beteiligten lutherischen und katholischen Theologen mit dazu beigetragen, den Reformator noch differenzierter als „Reformkatholiken“ und „Gemeinsamen kirchlichen Lehrer“ wahrzunehmen und zu verstehen. Unter dem Titel: „Heillos gespalten? Segensreich erneuert? 500 Jahre Reformation in der Vielfalt ökumenischer Perspektiven“ ging es 2015 bei einer anderen – bewusst multikonfessionell angelegten – Veranstaltung in München vor allem um theologische Fragen, die sich aus den historischen Prozessen ergeben.²⁵ Eingeladen hatten dazu der Deutsche Ökumenische Studienausschuss (DÖSTA) – das ist gewissermaßen die theologische Kammer der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) – zusammen mit der Katholischen Akademie in Bayern und der Evangelischen Akademie Tutzing; mitgetragen wurde die Tagung von der Evangelisch-Theologischen und der Katholisch-Theologischen Fakultät sowie der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Äußerst hilfreich war, die Themenfelder Einheit und Vielfalt, Rechtfertigung durch den Glauben und Freiheit, Reform und Erneuerung nicht nur von einem bestimmten konfessionellen Standpunkt aus zu betrachten, sondern sich darüber auch ökumenisch auszutauschen.

Schließlich ist es auch in der katholischen Erwachsenenbildung ein wichtiges Anliegen geworden, neu darüber nachzudenken, welche Bedeutung Luther und der Reformation sowie ihrer Wirkungsgeschichte heutzutage für unsere christliche Existenz zukommt. Davon zeugt zum

Beispiel das über zwei Jahre betriebene Projekt der KEB Sachsen-Anhalt und der Akademie des Bistums Magdeburg: „2017: Neu hinschauen! Ein katholischer Blick auf Luther“. In dessen Rahmen sind bisher auch zwei Publikationen entstanden: ein Band mit wissenschaftlichen Beiträgen aus verschiedenen Blickwinkeln und ein kleines allgemeinverständliches Büchlein über: „Luther – Was Katholiken schon immer wissen wollten. 95 Fragen und Antworten“.²⁶

Als ein Beispiel, sich mit immer noch verbreiteten, aber wissenschaftlich längst widerlegten Klischees überkonfessionell und breitenwirksam auseinanderzusetzen und den Blick auf das sogenannte „finstere Mittelalter“ von verzerrten und vereinfachten Vorstellungen zu befreien, sei auch noch eine Ausstellung erwähnt, die nacheinander 2013 und 2014 in Mühlhausen, Leipzig und Magdeburg zu sehen war und den Titel trug: „Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland“. Darin wurde deutlich, dass – wie es im Geleitwort der bischöflichen Schirmherren, zweier evangelischer und zweier katholischer, zu denen auch ich gehörte, hieß – „gerade diese Jahrzehnte vor der Reformation relativ stabil und von großer kultureller und religiöser Vielfalt geprägt waren“.²⁷ Ein weiteres Beispiel dieser Art wird in diesem Jahr die kulturhistorische Sonderausstellung in Zeitz sein, die unter dem Thema „Dialog der Konfessionen“ steht und sich Julius Pflug (1499 – 1564), dem letzten katholischen Bischof von Naumburg-Zeitz, widmet, einem sogenannten Versöhnungstheologen, der sich sowohl maßvoll reformerisch als auch tolerant und respektvoll gegenüber Andersdenkenden für die Einheit der Kirche eingesetzt hat und gewissermaßen als einer der Vordenker der Ökumene gelten kann.²⁸ Für das lutherisch-katholische beziehungsweise evangelisch-katholische Verhältnis und weitere zwischenkirchliche Beziehungen darüber hinaus ist neben den hier beispielhaft genannten Versuchen differenzierter Erfassung und Vermittlung freilich eine andere Entwicklung von noch größerer Bedeutung.

Vom Konflikt zur Gemeinschaft: Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen

Hatte die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ – 1999 in Augsburg durch Vertreter des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates unterzeichnet – schon einen enormen Fortschritt in der katholisch-lutherischen Verständigung gebracht, stellte der 2013 von einer Dialogkommission derselben Partner veröffentlichte Bericht unter dem Titel „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ einen weiteren bahnbrechenden Beitrag dazu dar.²⁹ Ausgehend von den gesellschaftlichen und

ökumenischen Herausforderungen unserer Zeit, neueren Erkenntnissen der Mittelalterforschung, dem Wandel des katholischen Lutherbildes und der kirchlichen Entwicklung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird darin kritisch und wohlwollend versucht, gemeinsam darzustellen, wie die Reformation verlaufen ist und die katholische Seite darauf reagierte, um welche Themen es hauptsächlich ging, worin jeweils Luthers Position und die katholischen Anliegen bestanden und was nach den bisherigen ökumenischen Dialogen gemeinsam gesagt werden kann beziehungsweise different geblieben ist. Schließlich betont man auch gemeinsam, dass es nicht darum gehen könne, eine Spaltung zu feiern, sondern vielmehr Dank zu sagen für das damals grundgelegte erneuerte Verständnis des Evangeliums und des Glaubens an Jesus Christus. Auch den schmerzvollen Schattenseiten der Reformation müsste man sich gemeinsam stellen, einschließlich der Tatsache, dass sich beide Parteien im 16. Jahrhundert nicht nur häufig missverstanden, sondern gegenseitig auch bewusst lächerlich gemacht haben. Die Intention dieses Textes ist klar: Es geht darum, Lutheraner und Katholiken noch mehr füreinander zu sensibilisieren und Zugänge zu einem möglichst gemeinsamen Reformati-
onsgedenken zu erschließen. Um das einer größeren Öffentlichkeit zu

vermitteln, haben das Deutsche Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes und das Johann-Adam-Möhler-Institut ein Internetprojekt namens „2017 gemeinsam unterwegs“ initiiert, das zu lebhaften Diskussionen führte.³⁰ Befördert durch das Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ wurde es möglich, dass Lutheraner und Katholiken – wozu Papst Franziskus dann auch 2014 ermunterte – „weltweit ein und dasselbe ökumenische Gedenken ... halten, nicht in Form einer



Begegnung mit Papst Franziskus in Lund am 1. November 2016

triumphalistischen Feier, sondern als Bekenntnis unseres gemeinsamen Glaubens an den Dreieinen Gott³¹. Seinen bislang stärksten Ausdruck fand das bei dem Ökumenischen Gottesdienst, den Vertreter des Lutherischen Weltbundes zusammen mit dem Papst und anderen katholischen Gläubigen am Reformationstag 2016 im schwedischen Lund gefeiert haben. Dabei bestimmten im Blick auf die Vergangenheit Dank und Klage, Freude und Buße das Singen und Beten, im Blick nach vorn aber auch die Verpflichtung zum gemeinsamen Zeugnis und Dienst inmitten unserer Welt.³² Ebenfalls im Sinne einer „Reinigung des Gedächtnisses“ beziehungsweise einer „Heilung der Erinnerungen“ hatte die ACK Sachsen-Anhalt sogar schon im November 2015 zu einem ökumenischen „Pilgerweg der Versöhnung“ mit mehreren Gottesdienststationen nach Wittenberg eingeladen.³³

Auf dem Hintergrund reichhaltiger Erfahrungen im ökumenischen Dialog und schon veröffentlichter wissenschaftlicher Studien hat 2014 auch der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen in Deutschland unter dem Titel „Reformation 1517 – 2017. Ökumenische Perspektiven“ einen wegweisenden Text vorgelegt.³⁴ Darin geht es weniger um eine mögliche Gestaltung des Jubiläumsjahres, als vielmehr um „eine Zusammenschau der historischen Rekonstruktion der Ereignisse im 16. Jahrhundert in Verbindung mit grundlegenden Fragen des Kirchenverständnisses unter dem leitenden Gesichtspunkt der Reformbedürftigkeit sowie der Reformfähigkeit aller Kirchen“³⁵. In vielem der internationalen Studie „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ vergleichbar, unterscheidet sich diese Schrift von ihr doch zum Beispiel darin, dass sie der konfessionellen Pluralität eine stärkere Bedeutung beimisst und auch ein größeres Verständnis für die evangelisch wie katholisch jeweils andere Grundeinstellung zum Gedächtnis der Reformation aufbringt.³⁶ „Das“ aber – so die Überzeugung ihrer Verfasser – „entbindet ... nicht davon, an einer gemeinsamen, ökumenischen Deutung und Bewertung des Geschehens auch im Sinne einer gemeinsamen Wertschätzung der Reformation zu arbeiten“³⁷. Zudem sollte man nicht nur ökumenisch sowohl freudig feiern als auch sich selbstkritisch besinnen, sondern außerdem bedenken, welche Aufgaben sich den Kirchen heutzutage in einer weitgehend säkularen Welt gemeinsam stellen und wie die ökumenischen Dialoge – ein ernsthafter Testfall – auch für die kirchliche Praxis fruchtbar gemacht werden können.³⁸

Der konkreten Versöhnung dienen und Heilungsprozesse in Gang bringen, will ein gemeinsames Wort der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD, das im Hinblick auf 2017 verfasst wurde und den Titel trägt: „Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen“.³⁹ Davon

ausgehend, dass es nach all dem, was Katholiken und Protestanten einander an Leid und Verletzungen angetan haben, noch immer zwischen ihnen manches Misstrauen und Unverständnis gibt, geht es darin um den Versuch, die negativen wie positiven Erfahrungen, die man miteinander gemacht hat, zur Sprache zu bringen und die dringend einer Klärung bedürftigen offenen Fragen zu benennen. Auch wenn Versöhnung – so ist zu lesen – nicht beansprucht werden kann, sondern ein Ausdruck von Gnade ist, wird sie doch zur Aufgabe.⁴⁰ Ziel sei es nicht, „die Geschichte umzuschreiben“, sondern „die Erinnerung von einem Mittel der Abgrenzung zu einem Mittel der Versöhnung werden zu lassen“. „Eine Wunde“ sei „geheilt, wenn sie nicht mehr verbunden werden muss und nicht mehr schmerzt – und man die Narben, die sie womöglich hinterlassen hat, berühren kann, ohne dass es weh tut“⁴¹. In aller Freiheit solle miteinander und vor der Öffentlichkeit darüber Rechenschaft abgelegt werden, „was wir einander angetan und was wir aneinander haben“⁴². Dazu gehören auch manche belastenden „Erinnerungsorte“, die als „Kristallisationskerne“ und „Ausdruck des kollektiven Gedächtnisses“ gewissermaßen „symbolisch aufgeladen“ sind und mit denen sich Emotionen wie Stolz oder andererseits Schmerz verbinden.⁴³ Als besonders prägend werden zum Beispiel der Thesenanschlag als „der protestantische Gründungsmythos schlechthin“ aufgeführt, auch der Reichstag in Worms und die Religionskriege als Ausdruck der Politisierung der Reformation und die damit zusammenhängende deutsche Konfessionskarte, die noch heute erkennen lässt, welcher Konfession die früheren Herrscher des jeweiligen Territoriums angehört haben.⁴⁴ Genannt ist auch die Bannandrohungsbulle gegen Luther, deren Aufhebungsmöglichkeit neuerdings gelegentlich wieder angefragt wird, sowie die Verwerfung des Papsttums als „Antichrist“, die bis heute in den „Schmalkaldischen Artikeln“ als Bestandteil der Lutherischen Bekenntnisschriften enthalten ist, sachlich inzwischen zwar als unzutreffend bewertet wird, aber dennoch im evangelischen Raum manchmal noch untergründig weiterwirkt.⁴⁵ Ausführlich wird dann noch auf die mit den Begriffen „Glaube – und Werke“, „Freiheit – und Autorität“, „Einheit – und Vielfalt“ verbundenen Spannungsfelder eingegangen. Dazu heißt es, dass beide Seiten erklären sollten, „was sie aneinander schätzen und inwieweit sie ihre eigenen theologischen Grundbegriffe nicht mehr ohne die ebenso kritische wie konstruktive Auseinandersetzung mit denen der anderen Seite formulieren können“⁴⁶. Schließlich endet der Text mit der Hoffnung, dass der vielfältige Prozess einer Heilung der Erinnerung, in dem ökumenische Buß- und Versöhnungsgottesdienste eine „Schlüsselstellung“ haben, in tiefer Weise die Möglichkeit befördert, das Reformationsjubilä-

um gemeinsam als Christusfest zu begehen und in der geschwisterlichen Verbundenheit wie im gemeinsamen Glaubenszeugnis zu wachsen.⁴⁷ Ich meine, dass wir mit dem gemeinsamen Wort zu 2017 einen sensiblen und zugleich markanten Text vorgelegt haben. Auf seiner Grundlage wurde ein Gottesdienstentwurf entwickelt, der am 11. März 2017 zur Anwendung kommen soll, wenn bei einem zentralen Buß- und Versöhnungsgottesdienst in Hildesheim Vertreter der katholischen und der evangelischen Kirche in Deutschland unter Mitwirkung auch anderer Mitgliedskirchen der ACK vor Gott ihre Schuld bekennen und ihn sowie einander um Vergebung bitten.⁴⁸ Die Deutsche Bischofskonferenz und die EKD ermutigen dazu, dass entsprechende Gottesdienste auch regional und lokal gefeiert werden.

Zu den anlässlich „500 Jahre Reformation“ bedeutsamen öffentlichen Äußerungen gehört auch das 2016 veröffentlichte Wort der Mitgliederversammlung der ACK in Deutschland mit dem Titel: „Versöhnt miteinander“⁴⁹. Aus multikonfessioneller Perspektive werden darin einige besondere Akzente gesetzt. So ist von vielen Reformatoren die Rede, nicht nur von Martin Luther, auch von Frauen, die sich im 16. Jahrhundert sozial-diakonisch, politisch und theologisch engagierten. Zudem wird auf protestantische Bewegungen hingewiesen, die sowohl unter katholischen wie lutherischen und reformierten Obrigkeiten zu leiden hatten. Auch wird zum Ausdruck gebracht, dass man die vielen Gläubigen, die seit der Reformation aus religiösen Motiven diskriminiert wurden oder umgekommen sind, ehrt und auch derer mit Achtung gedenkt, „die sich bereits in früherer Zeit für den Religionsfrieden und für das Ende jeder Gewaltanwendung eingesetzt haben“⁵⁰. Darüber hinaus wird noch einmal die Selbstverpflichtung zur Ökumene bekräftigt, wie sie schon in der Charta Oecumenica von 2003 zu finden ist.

Zweifellos ist international wie auf deutscher Ebene eine breite Bewegung zu verzeichnen, die sich im Vorfeld von 2017 um Versöhnung und Verständigung bemüht, zwischenkirchlich wie theologisch. Wenn manche konfessionalistischen – wie Thomas Söding sie bezeichnet – „Profilneurotiker“⁵¹ auf allen Seiten auch weiterhin dagegen polemisieren, ist die ökumenische Lerngeschichte, die sich damit verbindet, doch eine heilsame und dringend notwendige Entwicklung, die von vielen Christen begrüßt und unterstützt wird. Eindrücklich hat sich das auch bei der vom Bistum Magdeburg und zwei evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland gemeinsam initiierten ökumenischen Wallfahrt „Mit Luther zum Papst“ gezeigt, an der etwa 1000 überwiegend junge evangelische und katholische Gläubige teilgenommen haben und bei der es zu einer persönlichen Begegnung mit Papst Franziskus gekommen

ist.⁵² Eine bemerkenswerte Frucht des ökumenischen Weges, den wir miteinander zurückgelegt haben, und selbst Ort ökumenischen Lernens war auch die gemeinsame Pilgerreise von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD ins Heilige Land. Der Besuch der Ursprungsorte des christlichen Glaubens, der intensive Austausch und die Gemeinschaft in Gebet und Gottesdienst haben bei mir und – wie ich aus Gesprächen weiß – auch bei anderen Mitreisenden die tiefe Verbundenheit im Glauben noch stärker bewusst gemacht. Was aber bedeuten solche „Zeichen der Zeit“ für die katholische Kirche und ihre Theologie darüber hinaus?

Katholisch mit dem reformatorischen Erbe in eine ökumenische Zukunft?

Nach wie vor sind Luther und die Reformation für viele Katholiken weltweit entweder überhaupt kein Thema, uninteressant oder lediglich Synonyme für Kirchenspaltung. Andererseits bemüht man sich in der katholischen Kirche schon seit Jahrzehnten, die Geschehnisse des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen sowohl bewusster als auch differenzierter wahrzunehmen und zu deuten.⁵³ Dazu gehört auch die langsam wachsende Einsicht, dass die katholische Kirche tiefer in die Wirkungsgeschichte der Reformation verstrickt und markanter davon geprägt ist als gedacht. Angesichts dessen wäre es ein großer Irrtum zu meinen: „Lasst doch die Protestanten feiern! Mit uns Katholiken hat die Reformation ja nichts zu tun.“

Wo aber zeigen sich in der katholischen Kirche Spuren ihres Einflusses? Bislang ist das noch viel zu wenig erforscht, rezipiert und anerkannt worden. Dennoch sollen hier wenigstens einige Andeutungen gemacht werden.

Zunächst einmal ist davon auszugehen, dass Martin Luther zutiefst katholisch war, bis an sein Lebensende aus den Quellen der frühen und mittelalterlichen Kirche geschöpft hat und dies – zunehmend anders akzentuiert oder im Gegensatz dazu – sich auch in seinen theologischen Auffassungen widerspiegelt.⁵⁴ Zudem stellte die Reformation von ihren Ursprüngen her kein singuläres Ereignis dar, sondern bewegte sich im Strom der vielfältigen schon vorher ausgelösten oder parallel dazu sich zeigenden Reformbemühungen jener Zeit. Über das Konzil von Trient (1545 - 1563) sind dann verschiedene der vorreformatorischen wie auch der durch die Reformation beeinflussten Erneuerungsvorstellungen für die katholische Kirche fruchtbar gemacht, andere hingegen zurückgewiesen worden. Verkörperte dieses Konzil mit seinen Reformbeschlüs-



Ökumenisch unterwegs im Heiligen Land mit Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Kardinal Reinhard Marx und weiteren Vertretern des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz.



Bei der ökumenischen Pilgerreise ins Heilige Land im Gespräch mit Marlehn Thieme vom Rat der EKD.

sen und dogmatischen Entscheidungen über Jahrhunderte einen – wie manche meinen – unabänderlichen „Maßstab des wahrhaft Katholischen schlechthin“, stellte es, eigentlich nicht beabsichtigt, in Lehre und Praxis – so die Bewertung anderer – auch die Weichen für eine bewusst apologetische Profilierung im Gegensatz zu Positionen der Reformation, der Neuzeit, der Aufklärung und der Moderne.⁵⁵

In der Folge wuchsen für die verschiedenen Glaubensrichtungen aus Konkurrenzgründen die Zwänge, „das Eigene exklusiv zu bestimmen, es zu normieren und zu uniformieren“, erschien damit auch die bisherige Tradition nicht mehr in ihrer ursprünglichen Vielfalt, sondern nur noch „konfessionalistisch gefiltert“, wurde das „entscheidend Katholische“ ausschließlich nunmehr als das „unterscheidend Katholische“ definiert.⁵⁶ Aus der Confessio, dem ursprünglichen Bekenntnis der Sünden und des Glaubens, entwickelten sich jetzt zahlreiche Confessiones, für jede der rivalisierenden Glaubensrichtungen eigene, auch für die katholische Parteiung.⁵⁷ Die personale Bedeutung dieses Ausdrucks wich immer mehr der funktionalen, die reine Lehre innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft zu sichern, sich gegenüber der unreinen Lehre der anderen abzugrenzen und die Anhänger der für allein wahr gehaltenen Lehre auch unter politischen Gesichtspunkten zu formieren. Geschlossene Sprachgemeinschaften und Lebenswelten entstanden. Ihre Prägung kam durch klare Katechismen und populäre Andachtsbücher zustande. Außerdem schritt die Konfessionalisierung der Wissenschaft und des Bildungswesens voran. Für ein gruppenkonformes Verhalten sorgten standardisierte Liturgiebücher, disziplinierende Verordnungen und überprüfende Visitationen, katholischerseits noch erweitert durch kampagnenähnliche Volksmissionen, Prozessionen und Wallfahrten, die Marienverehrung und das Fronleichnamsbrauchtum sowie manche religiösen Kongregationen und Initiativen mit ihren prägenden Vorstellungen vom Gebet und Sakramentenempfang, von Sitte und Moral. Zudem ging das Papsttum aus der reformatorischen Krise erstaunlicherweise gestärkt hervor, wurde es immer mehr zu dem charakteristischen und unverzichtbaren Merkmal der mit ihm verbundenen Kirche, steigerte ein zunehmender Zentralismus noch seine Bedeutung. Aus der sich im Sinne der altchristlichen Glaubensbekenntnisse als katholisch verstehenden Kirche entwickelte sich eine Kirche zunehmend römischer Prägung, faktisch gewissermaßen eine Konfession neben anderen Konfessionen, weiterhin jedoch davon überzeugt, ungebrochen in der apostolischen Tradition zu stehen und die Universalkirche zu verkörpern.⁵⁸

Möglicherweise hat – so könnte man sagen – der konfessionelle Konformismus aller nachreformatorischen kirchlichen Richtungen auch zu

nicht beabsichtigten „Nebenwirkungen“ geführt: langfristig manchen Widerstand hervorgerufen oder durch die zwischenchristlichen Rivalitäten den Verlust der Glaubwürdigkeit befördert und dadurch selbst zur Säkularisierung beigetragen.⁵⁹ Letztendlich hat alle Profilierung im Widerspruch gegeneinander die von allen Seiten beanspruchte Katholizität vermindert und eine geistliche Verarmung bewirkt, andererseits aber auch einen Wettbewerb unterschiedlicher Ausdrucksformen ausgelöst, der im Laufe der Zeit direkt oder indirekt sogar manche gegenseitige Bereicherung mit sich brachte. So ist zum Beispiel gerade im deutschen Sprachraum die protestantische Kirchenmusik – genannt seien u.a. nur Martin Luther, Paul Gerhardt oder Johann Sebastian Bach – von großem Einfluss auf die Entwicklung des geistlichen Gesangs und des Orgelspiels in der katholischen Liturgie geworden. Wem ist außerdem noch bewusst, dass zum Beispiel die Feier eines persönlichen Geburts- statt Namenstages, die Gestalt des Christkinds zu Weihnachten in Absetzung von Nikolaus als einem Heiligen und der Adventskranz protestantischer Herkunft sind? Laut Heinz Schilling wurde das Verhältnis der Konfessionen – der lutherischen mit ihrem „radikalen Systembruch“ und der römischen mit ihrer „systemkonforme(n) Reform“ – vom 16. bis ins 20. Jahrhundert wie von „Antagonismen und kommunizierenden Röhren“ bestimmt.⁶⁰

Hatte Rom sich zweifellos schon seit der Reformation wieder neu auf seine religiöse Aufgabe besonnen und einen erstaunlichen Aufschwung genommen, kehrten wichtige Anliegen Luthers – die zugleich auch biblischen und frühchristlichen oder ostkirchlichen Auffassungen entsprechen – jedoch erst durch das Zweite Vatikanische Konzil und seine Reformen so richtig wieder ins katholische Bewusstsein und kirchliche Leben zurück. Dazu gehören zum Beispiel die Sicht der Kirche als „Volk Gottes“, das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienste und die tiefgreifende Überzeugung vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, aber auch die große Bedeutung, die dem Wort Gottes und der Heiligen Schrift beigemessen wird, der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die grundsätzliche Ermöglichung des sogenannten „Laienkelches“. In allen Dokumenten des Konzils wird als Folge der im 19. Jahrhundert einsetzenden intensiven Rezeption der reformatorischen Lehre vom dreifachen Amt Christi überwiegend christologisch argumentiert.⁶¹ Ebenso bezeichnet die Endfassung der Konstitution „Lumen gentium“ nicht mehr – wie noch die Vorlage – die Kirche, sondern Christus als das „Licht der Völker“⁶². Entsprechend wird in der Konstitution über die göttliche Offenbarung auch der biblischen Überlieferung vor der kirchlichen Tradition der Vorrang gegeben. Zudem räumen die Konzilsväter

ein, dass es aufgrund der Spaltungen für die katholische Kirche selbst „schwieriger“ ist, „die Fülle der Katholizität unter jedem Aspekt in der Wirklichkeit des Lebens auszuprägen“⁶³. Nach dem Konzil war sogar vereinzelt zu hören, in dieser Versammlung habe Luther nun endlich „sein Konzil gefunden“⁶⁴. Auf jeden Fall hatte mit dem Konzil eine Phase begonnen, in der man sich nunmehr deutlicher der reformatorischen Auswirkungen auf die katholische Kirche bewusst wurde und manches evangelische Gedankengut sich sogar positiv aneignete. So meinte Otto Hermann Pesch schon 1982, in der katholischen Theologie seiner Zeit eine heimliche Lutherrezeption feststellen zu können. Wörtlich sagte er dazu: „Wenn wir heute von der Zuversicht der christlichen Hoffnung reden, verbirgt sich dahinter Luthers Predigt von der Heilsgewißheit. Wenn katholische Prediger heute mehr vom gnädigen, sich um uns kümmern den Gott reden und weniger vom ‚Kleid der heiligmachenden Gnade‘, so ist damit ... zum personalistischen ... Gnadenverständnis Luthers übergewechselt. (...) Wenn Theologen heute die Situation des Glaubenden kennzeichnen als beständige Durchdringung von Glaube und Unglaube als ein ‚simul fideles et antifideles‘ – was ist das anderes als die moderne Variante von Luthers ‚gerecht und Sünder zugleich‘?“⁶⁵

Ein bisheriger Höhepunkt der ökumenischen Wirkungsgeschichte eines reformatorischen Grundanliegens war für die katholische Kirche schließlich die offizielle Unterzeichnung der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“. Seitdem können auch Katholiken trotz noch verbliebener theologischer Unterschiede gemeinsam mit den Lutheranern und zunehmend auch Christen anderer protestantischer Traditionen bekennen: „Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den Heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und befähigt und aufruft zu guten Werken.“⁶⁶

Dadurch, dass sich die katholische Kirche im Laufe des Zweiten Vatikanischen Konzils ausdrücklich darauf besonnen hat, eine „ecclesia semper reformanda“ – d.h. eine Kirche, die permanent der Erneuerung bedarf – zu sein, ist sie nicht etwa eine „Kirche der Reformation“ geworden; man könnte aber vielleicht – wie der Jesuit und Publizist Mario von Galli 1962 – davon sprechen, dass sie sich von der „Gegenreformation“ verabschiedet und auf den Weg einer „Mitreformation“ begeben hat. Diesen gilt es nach den ermutigenden Erfahrungen im Vorfeld des 500. Reformationsgedenkens beherzt weiter zu gehen. Das aber bedeutet, im Bemühen um eine Heilung der Erinnerungen und eine andauernde Versöhnung nicht nachzulassen, selbstkritisch die eigenen Grenzen und Schwächen wahrzunehmen und zuzugeben sowie auf die Herausforde-

rungen des reformatorischen Erbes in und um sich kreativ einzugehen. Das bedeutet auch, sich gegenseitig noch mehr im Lichte Jesu Christi zu betrachten und neidlos ins Wort zu fassen, was man aneinander schätzt und vielleicht sogar bewundert, worin man spezielle Begabungen erkennt und den Geist Gottes eindrucksvoll am Wirken sieht. Vor allem wäre es wirklich wichtig, die noch offenen kontroversen Fragen demütig, zielorientiert und hoffnungsvoll anzugehen.

Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach der Dekade und dem Reformationsjubiläum näher sein oder ferner? Das war meine Frage vor etwa neun Jahren. Seitdem ist viel geschehen, hat man intensiv um Klärung der anstehenden Probleme gerungen, konnte auch eine zunehmende ökumenische Sensibilität wahrgenommen werden. Es gibt – so meine ich heute – erfreuliche Anzeichen dafür, dass der ökumenische Lernprozess der letzten Zeit uns auf dem Weg zu Christus und zueinander ein weiteres Stück vorangebracht hat. Welche Perspektive vor uns liegt, hängt freilich auch davon ab, ob wir wirklich an der Einheit der Kirche interessiert sind, wie es uns gelingt, sich in den theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensvollzügen zu verständigen, und was wir letztlich dem Wirken des Heiligen Geistes zutrauen.

¹ Gerhard Feige, *Werden wir uns näher oder ferner sein?*, in: *In die Freiheit hinausgeführt. Ansprachen und andere Texte*, hg. von der Pressestelle des Bistums Magdeburg, Magdeburg 2009, 42f. – Etwas verkürzt unter dem Titel „Jubiläum berührt eine ökumenisch sensible Frage“ als Gastkommentar in der Sonderbeilage 2008 zur Lutherdekade, in: *Die Kirche. Evangelische Wochenzeitung in Mittelddeutschland. Ausgabe Anhalt und Kirchenprovinz Sachsen; Der Sonntag. Wochenzeitung für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens; Glaube + Heimat. Evangelische Wochenzeitung in Mittelddeutschland. Ausgabe Thüringen* Nr. 38 (21.09.2008) VII.

² BTbZ 28 (2011) Heft 1.

³ Thomas Söding, *500 Jahre Reformation - der Versuch einer Rechtfertigung*, in: *Christ in der Gegenwart* 66 Nr. 31 (03.08.2014) 353f; Zitat: 353.

⁴ Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Reformation in ökumenischer Perspektive (Arbeitsbilfen Nr. 284)*, Bonn 2016, 131-141.

⁵ dpa vom 09.05.2016.

⁶ Heinrich Bedford-Strohm, *Lebendige Hoffnung. Bischofsbericht vor der bayerischen Landessynode am 18. April 2016*, in: *KNA-ÖKI* Nr. 18 (03.05.2016), I-XII, bes. IX-X.

⁷ Zum diesbezüglichen Spannungsfeld vgl. Benjamin Hasselborn (Hg.), *Luther vermitteln. Reformationsgeschichte zwischen Historisierung und Aktualisierung*, Leipzig 2016, 11-33.

⁸ Franz Kadell, *Kunst, Kitsch, Kurioses: Wo und wie wir überall dem Reformator begegnen*, in: *Lutherland Sachsen-Anhalt*, hg. von der Investitions- und Marketinggesellschaft Sachsen-Anhalt in Zusammenarbeit mit der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Halle (Saale)

- 2015, 328-378; Zitat: 328. – Vgl. auch: *Stiftung Kloster Dalheim. LWL-Landesmuseum für Klosterkultur* (Hg.), *Luther 1917 bis heute. Katalog zur Sonderausstellung*, Münster 2016.
- ⁹ Vgl. die Meldung bei katholisch.de vom 26.10.2016: „Theologe: Protestanten wissen kaum etwas über Luther“.
- ¹⁰ DIE ZEIT N° 43 (13.10.2016) 13.
- ¹¹ Vgl. Johanna Rabner, *Kampf um die Deutung*, in: *Herder Korrespondenz* 3/2016, 13f. Als Beispiele nennt sie aus der FAZ: Thomas Kaufmann, *Luthers kopernikanische Wende*, 27.10.2013; Udo di Fabio, *Kompass für die Welt*, 21.04.2014; Hartmut Lehmann, *Vom Helden zur Null?*, 26.10.2014; Christian Geyer, *Martin Luther - Freiheitskämpfer oder Volksverhetzer?*, 19.11.2014. – Vgl. u.a. auch: DIE ZEIT N° 1 (27.12.2012) 49; N° 9 (18.02.2016) 52; N° 21 (12.05.2016) 48 und 50; N° 45 (27.10.2016) 51-56.
- ¹² Vgl. z.B. DIE ZEIT N° 1 (29.12.2016) 47; Alexander Schwabe, *Die vielen Facetten des Martin Luther*, in: *Christ in der Gegenwart* 68 Nr.43 (23.10.2016), 472f.
- ¹³ Thies Gndlach, *Erinnerungskultur und Jubiläumsgestaltung. Wie entsteht Geschichtsbewusstsein und was bedeutet es für das Reformationsjubiläum 2017*, in: Olaf Zimmermann/Theo Geißler (Hg.), *Disputationen: Reflexionen zum Reformationsjubiläum 2017* (*Aus Politik & Kultur* Nr. 10), Berlin 2015, 63f.
- ¹⁴ Johanna Rabner (s. Anm. 11), 14.
- ¹⁵ *500 Jahre Reformation. Luther 2017. Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017*, Wittenberg 2010.
- ¹⁶ *Spiegel* Nr. 44 (29.10.2016).
- ¹⁷ *500 Jahre Reformation - der Versuch einer Rechtfertigung* (s. Anm. 3), 353.
- ¹⁸ *Kirchenamt der EKD* (Hg.), *Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017, Güterlob* 2014. – Zu den Reaktionen vgl. Thomas Söding, *Reformation auf dem Prüfstand. Die ökumenische Debatte vor 2017 - aus katholischer Sicht*, in: *Cath(M)* 69 (2015), 8-12.
- ¹⁹ *Rechtfertigung und Freiheit* (s. Anm. 18), 47.
- ²⁰ Vgl. dasselbe, 4 2015, I-III.
- ²¹ *Auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017. Erklärung des Kuratoriums zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums*, Nürnberg 2015.
- ²² *Was und wie wir 2017 feiern. Theologische Botschaft des Leitungskreises Reformationsjubiläum 2017*, in: EKD (Hg.), *Gott neu vertrauen. Das Magazin zum Reformationsjubiläum 2017*, Hannover 2016, 44.
- ²³ Ebd.
- ²⁴ Vgl. Wolfgang Thönissen/Josef Freitag/Augustinus Sander (Hg.), *Luther: Katholizität und Reform. Wurzeln - Wege - Wirkungen*, Paderborn-Leipzig 2016.
- ²⁵ Vgl. Uwe Swarat/Thomas Söding (Hg.), *Heillos gespalten? Segensreich erneuert? 500 Jahre Reformation in der Vielfalt ökumenischer Perspektiven* (QD 277), Freiburg im Breisgau 2016. – Vgl. auch Johannes Röser, *Allein die Reformation?*, in: *Christ in der Gegenwart* 67 Nr. 18 (03.05.2015), 187f.
- ²⁶ Vgl. Stephan Mokery/Reinhard Grütz/Ludger Nagel (Hg.), *Neu hinsehen: Luther. Katholische Perspektiven - ökumenische Horizonte*, Paderborn-Leipzig 2016; Stephan Mokery, *Luther - Was Katholiken schon immer wissen wollten. 95 Fragen und Antworten*, Leipzig 2016.
- ²⁷ *Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung „Umsomst ist der Tod“*, hg. von Hartmut Kühne, Enno Bünz und Thomas T. Müller, Petersberg 2013; Zitat: 9.
- ²⁸ Vgl. Wieland Held, *Julius Pfing (1499-1564): Der letzte katholische Bischof von Naumburg-Zeitz als Vermittler zwischen den Konfessionen und als Kirchen- und Landesfürst*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 71 (2000) 53-93; Corinna Wandt/Roland Rittig (Hg.), *Julius von Pfing. Bischof von Naumburg-Zeitz. Wegereiter der Versöhnung in der Reformationszeit. Ein Lesebuch*, Halle (Saale) 2014.
- ²⁹ *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit*, Leipzig-Paderborn 2013. – Zur Hinführung und Erklärung vgl. Wolfgang Thönissen, *Reform und Reformation - Ökumenische Zugänge*, in: Günter Frank/Albert Käuflein/Tobias Licht (Hg.), *Von der Reformation zur Reform. Neue Zugänge zum Konzil von Trient*, Freiburg-Basel-Wien 2015, 97-130. – Zur Einordnung und Deutung vgl. *Reformation auf dem Prüfstand* (s. Anm. 18), 1-13, bes. 4-7.
- ³⁰ Vgl. *epd-Dokumentation* Nr. 8 vom 17.02.2015.
- ³¹ *Ansprache an die Delegation der Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands vom 18.12.2014* (http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2014/december/documents/papa-francesco_20141218_chiesa-evangelica-luterana.html), abgerufen am 27.01.2017).
- ³² Vgl. Theodor Dieter/Wolfgang Thönissen (Hg.), *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Ökumenischer Gottesdienst*

zum gemeinsamen Reformationsgedenken 2017, Paderborn-Leipzig 2016.

³³ Vgl. Michael Kappes/ Barbara Rudolph (Hg.), *Christusfest. Ökumenisches Zugeben auf das Reformationsfest 2017, Paderborn-Leipzig 2016, 153-168.*

³⁴ Dorothea Sattler/Volker Leppin (Hg.), *Reformation 1517-2017. Ökumenische Perspektiven (Dialog der Kirchen 16), Freiburg im Breisgau-Göttingen 2014.*

³⁵ Ebd. 21.

³⁶ Vgl. *Reformation auf dem Prüfstand (s. Anm. 18), 12f.*

³⁷ *Reformation 1517-2017 (s. Anm. 34), 72.*

³⁸ Vgl. ebd. 68-74.

³⁹ *Erinnerung heilen - Jesus Christus bezeugen. Ein gemeinsames Wort zum Jahr 2017, hg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Gemeinsame Texte), Hannover-Bonn 2016.*

⁴⁰ Vgl. ebd. 13f.

⁴¹ Ebd. 15.

⁴² Ebd. 16.

⁴³ Ebd. 32.

⁴⁴ Vgl. ebd. 33-38.

⁴⁵ Vgl. ebd. 37f.

⁴⁶ Vgl. ebd. 40-58; Zitat: 40f.

⁴⁷ Vgl. ebd. 60-64.

⁴⁸ Vgl. ebd. 67-85.

⁴⁹ *Versöhnt miteinander. Ein ökumenisches Wort der Mitgliederversammlung der ACK in Deutschland zu 500 Jahre Reformation, hg. von der Ökumenischen Centrale der ACK in Deutschland, Frankfurt am Main 2016, 7-14..*

⁵⁰ Ebd. 12.

⁵¹ *Reformation auf dem Prüfstand (s. Anm. 18), 13.*

⁵² Vgl. die Homepage: www.mit-luther-zum-papst.de (Zugriff: 23.01.2017).

⁵³ Zu den Ergebnissen vgl. *Reformation in ökumenischer Perspektive (s. Anm. 4).*

⁵⁴ Siehe o. Anm. 24. – Vgl. auch Christoph Markschies, *Der katholische Luther. Begegnung mit einem Unbekannten*, in: KNA-ÖKI Nr. 37 (13.09.2016), I-VI; Dorothea Sattler, *Ist Martin Luther katholisch? Annäherungen an eine provozierende Frage*, in: *Neu hinsehen: Luther (s. Anm. 26), 162-174.*

⁵⁵ Vgl. Johanna Rabner, *Katholische Identität nach der Reformation. Das Konzil von Trient und seine erinnerungsgeschichtlichen Rekonstruktionen*, in: *Von der Reformation zur Reform (s. Anm. 29), 220-243.*

⁵⁶ Ebd. 229, 226 und 220.

⁵⁷ Vgl. Wolfgang Reinhard, *Glaube und Macht. Kirche und Politik im Zeitalter der Konfessionalisierung*, Freiburg-Basel-Wien 2004, 12-33.

⁵⁸ Vgl. Peter Neuner, *Martin Luthers Reformation. Eine katholische Würdigung*, Freiburg-Basel-Wien 2017, 64.

⁵⁹ Vgl. *Glaube und Macht (s. Anm. 57), 32.*

⁶⁰ Vgl. Heinz Schilling, *Luther und die Reformation 1517-2017*, in: *Heillos gespalten? Segensreich erneuert? (s. Anm. 22), 17-28; Zitat: 23f.*

⁶¹ Vgl. *Reformation 1517-2017 (s. Anm. 34), 63-65*

⁶² Vgl. *Lumen gentium 1.*

⁶³ *Unitatis redintegratio 4.*

⁶⁴ Vgl. dazu den Hinweis bei Peter Neuner, *Luther - katholisch gesehen*, in: *Heillos gespalten? Segensreich erneuert? (s. Anm. 25), 135 Anm. 39, auf Albert Brandenburg, Martin Luther gegenwärtig. Katholische Lutherstudien, München-Paderborn-Wien 1969, 146.*

⁶⁵ Otto Hermann Pesch, „Ketzerfürst“ und „Vater im Glauben“ - Die seltsamen Wege katholischer „Lutherrezeption“, in: *Weder Ketzer noch Heiliger. Luthers Bedeutung für den ökumenischen Dialog, mit Beiträgen von Hans Friedrich Geisser u.a., Regensburg 1982, 155.*

⁶⁶ Der Text der Erklärung sowie weitere Dokumente dazu finden sich in: *Dokumente wachsender Übereinstimmung Bd. III: 1990-2001, Paderborn-Frankfurt/Main 2003, 419-441; Zitat: 423.*

„Seht, geht und handelt!“

Predigt anlässlich „40 Jahre Caritas Altenpflegeheim Bischof-Weskamm-Haus“ in Magdeburg am 1. Februar 2017

Ist es nicht eine unerhörte Zumutung, was Jesus in seiner Erzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37) zum Ausdruck bringt? Dem, der „unter die Räuber gefallen“ ist, soll ich der Nächste sein, selbst dem Fremden? Ihm gelte es, selbstlos zu helfen. Das sei neben der Liebe zu Gott das Kriterium, „um das ewige Leben zu gewinnen“. Sträubt sich da nicht unsere Vernunft? Suchen wir nicht immer wieder unbewusst oder bewusst nach Argumenten, um solches Verhalten in Frage zu stellen und uns dagegen zu rechtfertigen?

Jacques Debout – ein französischer Schriftsteller – hat das einmal kurios auf die Spitze getrieben. In seiner „Vernünftigen Kritik des barmherzigen Samaritans“ bekennt er, nie daran gedacht zu haben, diesen nachzuahmen. Jesus habe bei dieser Erzählung wohl aus pädagogischen Gründen etwas stark aufgetragen und orientalisch übertrieben. Der Samariter hätte sich erst einmal erkundigen sollen, was der Sterbende für ein Individuum sei, vielleicht „selber ein Räuber ... , den anständigere Räuber aus einem Rest von Gewissenhaftigkeit“ zusammengeschlagen hatten, ein „streitsüchtiger Kerl“, ein „Landsreicher“ oder „Schlafwandler“, womöglich ein „aufrührerisches Element“. Wer instinktiv jedem ersten Besten helfe, „verpufse und entehre den wahren Begriff der Nächstenliebe“. Und dann sei der Samariter „nicht einmal so klug, es bei einem kleinen Almosen oder bei einem guten Wort bewenden zu lassen“, sondern pflege „irgendeinen Unbekannten wie seinen Bruder“. Außerdem habe er sicher seine „Familienpflichten vernachlässigen“ müssen, „um sich solche Extravaganzen erlauben zu können“. Und Debout schließt seine Kritik am barmherzigen Samariter mit dem provokanten Satz: „Ich weiß, dass er einen Sterbenden gerettet hat, aber ich frage mich, ob dies zu seiner Entschuldigung genügt.“

So verrückt kann man eigentlich gar nicht denken, wie hier argumentiert wird. Doch! Vielfach wird dies heutzutage gegenüber den Flüchtlingen, die zu uns kommen, noch überboten! „Was gehen uns diese Fremden an? Sicher sind viele davon kriminell oder sogar Terroristen. Sollen sich doch andere um sie kümmern! Uns stören sie nur. Haben wir nicht genügend mit uns selbst zu tun? Wofür sollen wir noch verantwortlich sein? Wir können doch nicht die Probleme der ganzen Welt lösen! Schließlich werden wir durch die Flüchtlinge überfremdet, vom Islam überrollt!“

„Geh und handle genauso“, sagt Jesus im Anschluss an die Erzählung vom barmherzigen Samariter. Was für eine Zumutung – damals wie heute! Denn Jesus fordert einen Blickwechsel heraus. Er lässt sich nicht darauf ein, eine Definition zu liefern, wer nun genau der Nächste sei, den es zu lieben gilt. Statt wie der Gesetzeslehrer darüber zu theoretisieren: „Wem soll ich helfen?“, legt Jesus uns nahe, sich vielmehr zu fragen: „Wem werde ich zum Nächsten“? Liebe definiert nämlich nicht den Nächsten, sondern entdeckt ihn. Wenn jemand in seinem Herzen Liebe hat, wird sie ihm zeigen, wer sein Nächster ist und wem man selbst zum Nächsten wird. Liebe schafft sozusagen „Nächstenschaft“. Das wird hier im Bischof-Weskamm-Haus seit 40 Jahren eindrücklich gelebt.

Liebe geht dabei auch über die Grenzen von Herkunft und Zugehörigkeit, damals wie heute. Liebe öffnet das Herz. Während im Gleichnis die etablierten Personen – Priester und Levit – eher fragen: „Was wird aus mir, wenn ich dem, der unter die Räuber gefallen ist, helfe?“, ist der Samariter, der als Fremder zufällig des Weges kommt, von der Sorge erfüllt: „Was wird aus dem, der da liegt, wenn ich ihm nicht helfe?“ Der Priester und der Levit sehen den notleidenden Menschen, aber sie ignorieren ihn. Der Samariter hingegen, der als ungläubig und deshalb zu meiden galt, sieht und handelt. Er ist im Gleichklang mit dem Herzen Gottes, während das Herz des Priesters und des Leviten verhärtet und auch Gott gegenüber verschlossen ist.

Auch heute ist es keineswegs automatisch so, dass diejenigen, die die Gebote Gottes kennen, auch danach leben. Manche interpretieren sie auch nach ihrem eigenen Gutdünken. So haben mir jüngst erst zwei Christen – offensichtlich ernsthaft gemeint, aber einer bestimmten Ideologie folgend – in einem Schreiben deutlich zu machen versucht: „Nächstenliebe ist das konkrete Wohlwollen gegenüber dem real Nächsten. Das ist zunächst der Familienangehörige, Nachbar und das eigene Gemeinwesen. Jede Übernächstenliebe und Fernstenliebe sind Ausflucht und Illusion.“ Was würde mit einer solchen Einstellung aus einem Haus wie dem Bischof-Weskamm-Haus? Was würde aus Menschen, die keine nahen Angehörigen mehr haben? Und wie würde sich das letztlich auch auf all diejenigen auswirken, die hier im Dienst der Menschen stehen, die sie brauchen? Welcher Geist – oder Ungeist – würde mit der Zeit hier herrschen?

Für Jesus gibt es keine Trennung zwischen Gottesliebe und Nächstenliebe. „In der Reihenfolge des Doppelgebots steht dabei an erster Stelle die Liebe zu Gott“, schreibt der heilige Augustinus. „In der Ordnung des Handelns kommt aber die Nächstenliebe zuerst. Der dir die Liebe in diesen zwei Geboten vorschreibt, wird dir nicht zuerst die Nächstenliebe

ans Herz legen und dann die Gottesliebe, sondern die Gottesliebe zuerst und dann die Nächstenliebe. Du aber siehst Gott nicht; das verdienst du erst, wenn du den Nächsten liebst, den du siehst; indem du den Nächsten liebst, reinigst du dein Auge, um Gott schauen zu können“. Denn „wer seinen Bruder oder seine Schwester nicht liebt, die er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht“ (1 Joh 4, 20).

Es gibt also – wie auch Papst Franziskus sagt – „keinen wahren Gottesglauben, der sich nicht im Dienst am Nächsten ausdrückt... Die Leiden des Menschen zu ignorieren, heißt Gott zu ignorieren!“ Wer die beiden Gebote der Liebe trennt, lässt dann nicht nur seine Mitmenschen im Stich; nein: auch sein eigenes Herz wird sich immer mehr verhärten. „Wir sind zwar noch nicht bei Gott angelangt“, schreibt der heilige Augustinus. „Aber wir haben den Nächsten bei uns“. Lassen wir uns deshalb anrühren; schauen wir genau hin und handeln wir so, dass wir zu Nächsten derer werden, die in Not sind – hier im Bischof-Weskamm-Haus und überall dort, wo wir sind. Und tun wir das gemeinsam – über alle konfessionellen Grenzen hinweg, um Gottes und der Menschen willen.

Ökumenische Perspektive: Ansgar und Luther

Predigt zum Abschluss der Ansgarwoche
in der Evangelisch-lutherischen Hauptkirche St. Michaelis in
Hamburg am 5. Februar 2017

Liebe Schwestern und Brüder, der Kalender hat es so gefügt, dass die 44. Ansgar-Woche und die Erinnerung an Luthers Thesenanschlag vor 500 Jahren diesmal in einen Dialog eintreten. Oder anders gesagt: Ein Benediktiner des 9. Jahrhunderts und ein Augustiner-Eremit des 16. Jahrhunderts finden zusammen unter einem ganz neuen, eher ungewohnten Blickwinkel. Ansgar und Luther – Wie kann das zusammengehen? Was verbindet diese beiden Glaubenszeugen miteinander? Was verbindet uns mit Ansgar und Luther, die wir durch Jahrhunderte von ihnen getrennt sind – und wohl nicht nur durch einen zeitlichen Abstand, sondern auch durch eine jahrhundertelange evangelisch-katholische Trennungsgeschichte?

Verbindendes

Ansgar und Luther – Was beide miteinander verbindet, ist zunächst einmal die Heilige Taufe. Die eine Taufe ist das Sakrament der Einheit – einer Einheit, die uns niemand und nichts gänzlich zerstören kann. Alle Spaltungen und Trennungen gehen nicht bis in die Wurzel und reichen auch nicht bis in den Himmel. Durch das „gnadenreiche Wasser des Lebens“ sind beide in die unzerstörbare Lebenseinheit mit dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist hineingetaucht worden. Was in der Taufe seinen Anfang genommen hat, wird in ihrer beider Tod vollendet. Denn Ansgars und Luthers Sterbetag ist für beide „Geburtstag zum ewigen Leben“. Und zusätzlich noch hat der Kalender es gefügt, dass sie derselbe Sterbemonat Februar verbindet: Ansgars himmlischer Geburtstag ist der 3. Februar, Luthers der 18. Februar.

Ansgar und Luther sind Glaubenszeugen, die durchaus Widersprüchliches miteinander zu verbinden wissen. Was wir eher gewohnt sind, scharf zu trennen, findet bei beiden zu einer Einheit, zu einer gewiss spannungsreichen, aber dadurch wirklich spannenden (!) Einheit. Wo wir sagen „entweder – oder“, entdecken wir bei Ansgar und Luther ein „zugleich“, ein „simul“, eine Synthese. Ansgar ist nach innen hin „Mönch“, nach außen hin „Apostel“. Aktion und Kontemplation gehören für ihn unlösbar zusammen. Und bei Luther entdecken wir ebenfalls eine Synthese. Er ist Katholik und Reformierender. Mein Mitbruder im Bischofsamt, Bischof em. Joachim Wanke von Erfurt, hat es einmal so gesagt: „Luther hat bekanntlich keine neue Kirche gewollt. Er hat die Kirche reformieren wollen. Ja – er war ein Reformkatholik.“ Katholizität und Reform gehören bei Luther unlösbar zusammen.

Trennendes

Aktion und Kontemplation, Katholizität und Reform sind gleichsam Geschwister. Geschwister können sich heiß und innig lieben, aber sie können auch heftig miteinander streiten. Doch sie gehören zusammen, sind verbunden durch den gemeinsamen Ursprung. Der gemeinsame Ursprung im Glauben an den dreieinigen Gott verbindet auch Ansgar und Luther. Mitunter kann das aus dem Blick geraten, auch unter christlichen Brüdern. Hier in Hamburg schauen der katholische „Kleine Michel“ und der evangelisch-lutherische „Große Michel“ gleichsam wie zwei Brüder auf eine Zeit des Konfliktes, aber – Gott sei Dank – auch auf eine Zeit neu entdeckter Gemeinschaft. Es gab Zeiten in Hamburg, da konnten die nicht-lutherischen Christen, etwa Reformierte oder Katholiken, nur

vor den Toren der Stadt Gottesdienst feiern. Dass 1811 eine katholische Gemeinde ein offizielles Kirchengebäude inmitten Hamburgs erhielt, war schon ein kleines Wunder – auch wenn sich nicht wenige seinerzeit nur wunderten.

Diese Zeiten ängstlich gepflegten Misstrauens sind vorbei, und wir sollten ihnen wirklich nicht nachtrauern. Papst Benedikt XVI. sagte es 2011 bei seinem Besuch im Erfurter Augustinerkloster: „Es war ein Fehler des konfessionellen Zeitalters, dass wir weithin nur das Trennende gesehen und gar nicht existentiell wahrgenommen haben, was uns mit den großen Vorgaben der Heiligen Schrift und der altchristlichen Bekenntnisse gemeinsam ist.“

Vergessenes

Ansgar und Luther erinnern uns an das Gemeinsame: die Heilige Taufe, den Glauben an den dreieinigen Gott, das Evangelium von der Erlösung. Die Hamburger Kirchenordnung von 1529, maßgeblich von Luthers Mitstreiter Johann Bugenhagen verfasst, hatte den gemeinsamen Ursprung noch klar im Blick. Die Reformatoren wussten sehr wohl, dass nicht erst mit ihnen die Kirche Gottes beginnt, sondern dass sie in einer gemeinsamen Tradition des Glaubens stehen. Wer glaubt, ist nie allein. Er glaubt nicht nur in der Gemeinschaft der Schwestern und Brüder hier und jetzt, sondern immer auch in der Gemeinschaft der Mütter und Väter im Glauben vor ihm.

In der Gemeinschaft der Kirche hat der heilige Ansgar seinen besonderen Platz. Darum legt auch die reformatorische Kirchenordnung Hamburgs ausdrücklich fest, dass das Gedenken an den heiligen Ansgar Anfang Februar, also an seinem „Geburtstag zum ewigen Leben“, weiterhin gottesdienstlich begangen wird. Denn ihm, dem Mönch und Apostel des Nordens, verdanke diese Region und Stadt „die erste Offenbarung des Namens Christi“. „Dass der Name und das Leiden Christi und die Artikel des christlichen Glaubens durch Ansgar und die ersten Prediger bis zu uns gekommen sind“, soll und darf nicht vergessen werden. Aber weil auch Christen durchaus vergessliche Leute sind, ist das jährliche Ansgar-Gedenken für Luther und die Reformatoren gleichsam ein probates Mittel gegen den christlichen Gedächtnisschwund.

Zwiespältige Erinnerungen

Wenn wir in diesem Jahr 2017 auf die Reformimpulse zurückschauen, die vor 500 Jahren von Wittenberg ausgegangen und insbesondere mit Person und Werk Martin Luthers verbunden sind, dann ist auch dieses

Reformationsgedenken eine eigene Form der Erinnerungskultur. Der „Gedenktag der Reformation“, wie er in der liturgischen Tradition des Luthertums offiziell genannt wird, will Vergessenes in Erinnerung bringen.

Ganz allgemein gesprochen kann das Erinnern von Geschehenem etwas Zwiespältiges in sich tragen. An manches erinnert man sich gerne, an manches nicht. Auch im geistlichen Leben gibt es zwiespältige Erinnerungen – allein das Wort „zwiespältig“ weist ja schon auf Spaltung und Trennung hin. Ganz gewiss gibt es ein dankbares Erinnern. Von ihm heißt es in den Psalmen: „Vergiss nicht, was der Herr dir Gutes getan hat.“ (Psalm 103,2). Doch es gibt eben auch schmerzliche Erinnerungen. Manche tragen Erfahrungen einer ganz persönlichen konfessionellen Trennungsgeschichte mit sich; denn Kränkungen und Verwundungen gingen leider von katholischer wie von evangelischer Seite aus. Und ebenso ist die Kirchengeschichte auch und gerade des 16. Jahrhunderts zur Geschichte einer folgenreichen Trennung geworden.

Allein die Nennung des Namens „Luther“ löst bis heute durchaus unterschiedliche Gefühle aus: Für die einen ist er der Zerstörer kirchlicher Einheit, für die anderen der ersehnte Begründer protestantischer Freiheit. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich zwischen katholischen und evangelischen Christen Hass und Unverständnis, Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit gleichsam aufgehäuft. Hier sind katholische und evangelische Christen aneinander schuldig geworden und werden aneinander schuldig.

Dass die Kirche des 16. Jahrhunderts der inneren Erneuerung bedurfte, davon war Luther zutiefst überzeugt. Er litt an seiner Kirche, aber er mochte diese seine Kirche leiden; eine neue Kirche zu gründen, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Freilich, der Ton der Kritik wurde im Laufe der Zeit schärfer, oft auch verletzend und ohne Maß. Und bei manchen Lutheranhängern gab es eine Tendenz zur Abgrenzung und Spaltung, die das grundsätzlich Verbindende des Glaubens mehr und mehr aus den Augen verlor. Auf der Gegenseite sah es leider nicht anders aus. Das Reformanliegen Luthers wurde zurückgewiesen; man unterschied nicht mehr, was an seiner Kritik berechtigt, ja notwendig war und was nicht. Auch hier ersetzte Polemik und vorschnelle Ketzermacherei liebevolles Verstehen.

Heilvolles Gedenken

Damit die zwiespältige Erinnerung heilen kann, ist es notwendig, "dass alle Gläubigen sich in gemeinsamer Buße zu Gott bekehren und gemeinsam sein Lob verkünden, damit die Spaltung der Christenheit ein Ende

nimmt und wir in voller Kirchengemeinschaft das Reich Christi erwarten“. Mit diesen Worten haben wir noch vor wenigen Tagen in der Gebetswoche für die Einheit der Christen gebetet.

Wahrhaft ökumenisches "Gedenken“, „memoria“ im biblischen Sinn, ist die gemeinsame Bitte an Gott, dass Er uns trotz unserer Spaltungen und in unseren Spaltungen nicht vergesse: „Denk an dein Erbarmen, Herr, und an die Taten deiner Huld.“ (Psalm 25,6) „Denk an deine Gemeinde, die du vorzeiten erworben hast.“ (Psalm 74,2). Wer in Gottes heilvollem Gedenken seine schmerzvollen konfessionellen Erinnerungen aufgehoben weiß, der findet zum heilenden Frieden trotz der erlittenen Kränkungen durch Misstrauen, Vorurteile, Gleichgültigkeit oder Polemik – auf katholischer wie auf evangelischer Seite. Gott vergisst keinen, dem Leid geschehen ist.

Doch wir dürfen ihn, der unser gedenkt, dann auch darum bitten, unserer Verfehlungen nicht mehr zu gedenken – nicht mehr daran zu denken, dass wir an unserem Nächsten aus der jeweils anderen Kirche schuldig geworden sind, indem wir ihn in Gedanken, mit Worten, Werken und durch Unterlassungen gekränkt und verletzt haben. Wenn wir so gemeinsam zu Gott umkehren, dann finden wir auch zu neuer Gemeinsamkeit im Gotteslob.

Geistliche Ökumene

Es gehört für mich zu den beglückendsten Erfahrungen, dass die Gesangbuch-Ökumene zwischen katholischen und evangelischen Christen schon seit langem wirklich sichtbare Früchte zeigt. Wir singen zwar noch nicht aus demselben Gesangbuch, aber wir singen zu einem großen Teil schon dieselben Lieder! Das sind gewiss nicht nur und nicht in erster Linie gemeinsame Triumph- und Jubelgesänge, sondern vielleicht gerade die eher leisen Töne wiedergefundenen Vertrauens und neu erwachender Hoffnung. Katholiken singen mit Worten und Melodien lutherischer Liederdichter; Lutheraner singen mit Worten und Melodien katholischer Liederdichter. Singend bekennen wir vor Gott und voreinander unseren gemeinsamen Glauben! Und wer singt, betet doppelt – betet in der Gemeinschaft aller Getauften. Das ist klingende geistliche Ökumene.

Theologische Ökumene

Und neben die geistliche Ökumene des gemeinsamen Singens und Betens tritt die theologische Ökumene, die nun schon seit über 50 Jahren Katholiken und Lutheraner in einem fruchtbaren Dialog zusammenführt. Nur einige wichtige Etappen in diesem gemeinsamen Gesprächs-

und Erkenntnisprozess seien hier genannt: 1983, zum 500. Geburtstag Martin Luthers, hat die im Auftrag des Vatikans und des Lutherischen Weltbundes tätige „Gemeinsame Römisch-katholische / Evangelisch-lutherische Kommission“ eine Stellungnahme veröffentlicht, die den Titel trägt: „Martin Luther – Zeuge Jesu Christi“. Dieses wichtige Dokument möchte, wie es im Vorwort heißt, „der Versöhnung und Verständigung dienen“ und „auf das gewandelte Verständnis aufmerksam machen, das evangelische und katholische Forschungen vorgelegt haben, und so ein früher oftmals verzerrtes Lutherbild überwinden helfen“. Gemeinsam würdigen beide Seiten Martin Luther als „Zeuge des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“.

Am 31. Oktober 1999 wurde in Augsburg seitens des Lutherischen Weltbundes und der Katholischen Kirche feierlich erklärt, dass im Blick auf die Rechtfertigung, also der Frage, wie uns Menschen das Heil Gottes zuteil wird, grundlegende Übereinstimmung besteht. Und 2013 schließlich erschien das Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017“. Darin heißt es: „Was in der Vergangenheit geschehen ist, kann nicht geändert werden. Was jedoch von der Vergangenheit erinnert wird und wie das geschieht, kann sich im Lauf der Zeit tatsächlich ändern. [...] Mit Blick auf 2017 geht es nicht darum, eine andere Geschichte zu erzählen, sondern darum, diese Geschichte anders zu erzählen.“

Die Trennungsgeschichte ökumenisch zu erinnern und sie ökumenisch zu erzählen ist möglich, wenn sie ins gedenkende Gebet vor Gott gebracht und in seinem Gedenken heilvoll aufgehoben wird.

Das ökumenische Reformationsgedenken und das ökumenische Ansgargedanken gehören darum zusammen – nicht nur im Jahr 2017. Es gibt eine gemeinsame evangelisch-katholische „memoria“, ein Gedenken, das vertieft, gepflegt, bewahrt und bewährt werden will. Wir haben es eben in der Lesung aus dem Epheserbrief gehört: „Bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält“ (Eph 4,3). Genau diese Worte ließ der französische Architekt Jean-Charles Moreux, der nach dem Zweiten Weltkrieg hier in Hamburg für den Wiederaufbau des „Kleinen Michel“ mitverantwortlich war, über dem erneuerten Hauptportal anbringen: „Servate unitatem spiritus in vinculo pacis.“

Prophetische Ökumene

„Bewahrt und bewährt die Einheit des Geistes“ – Das hat auch etwas von prophetischer Ökumene. In der Gemeinschaft aller Getauften, in der Gemeinschaft des Gedenkens, der Buße und des Gotteslobes, in

Gemeinschaft mit Ansgar und Luther und allen Zeugen des Glaubens sind wir auf einem guten Weg – auf dem Weg von der Trennung zur Versöhnung, vom Konflikt zur Gemeinschaft. „[Es] ist Zeit nötig für den Prozess der Versöhnung und Heilung. Nicht alles kann sofort getan werden, aber wir müssen tun, was wir heute tun können, in der Hoffnung auf das, was morgen möglich sein wird.“

Dass der Papst und der Präsident des Lutherischen Weltbundes einmal einen Ökumenischen Gottesdienst zum Reformationsgedenken feiern würden, davon hätten wir vor etlichen Jahren noch nicht einmal zu träumen gewagt. Am Reformationstag 2016 ist dieser Traum in der Kathedrale im schwedischen Lund Wirklichkeit geworden. Papst Franziskus und Bischof Munib Younan unterzeichneten zudem eine Gemeinsame Erklärung, in der es heißt: „Im Bewusstsein, dass die Art und Weise, wie wir [als Katholiken und Lutheraner] miteinander in Beziehung treten, unser Zeugnis für das Evangelium prägt, verpflichten wir uns selbst, in der Gemeinschaft, die in der Taufe wurzelt, weiter zu wachsen, indem wir uns bemühen, die verbleibenden Hindernisse zu beseitigen, die uns davon abhalten, die volle Einheit zu erlangen. Christus will, dass wir eins sind, damit die Welt glaubt (vgl. Joh 17,21).“

„Damit die Welt glaubt“ – das ist Grund und Ziel der Ökumene. Die volle sichtbare Einheit der Kirche ist kein Selbstzweck, sondern ein Auftrag unseres gemeinsamen Herrn. In Hamburg gehören noch etwa 40 Prozent einer christlichen Kirche an, in manchen Gebieten Deutschlands sind es noch weniger, in Eisleben, dem Geburts- und Sterbeort Luthers, sogar nur noch 5 Prozent evangelische und 3 Prozent katholische Gläubige. Allein Gott kann die Herzen der Menschen öffnen, doch er tut dies nicht ohne uns, sondern durch uns – durch unser gemeinsames Zeugnis für den einen Herrn, den einen Glauben, die eine Taufe. Wachsamkeit und Sensibilität sind dazu vonnöten, Mut und Fantasie. Achten wir auf die Zeichen der Zeit und lassen wir uns von Gottes mächtigem Geist bewegen!

„... dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll“

Brief zur österlichen Bußzeit 2017

Liebe Schwestern und Brüder, schon seit langem ist Martin Luther anlässlich des 500. Gedenkjahres der Reformation in fast aller Munde. Da kann man durchaus verstehen, wenn manche schon stöhnen. Und jetzt wird er selbst hier noch erwähnt. Warum das? Nun, als „Zeuge des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ kann er – so die im ökumenischen Dialog gewachsene Einsicht – auch uns katholische Christen zutiefst und heilsam herausfordern.

„Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ das war die quälende Frage, die ihn und viele seiner Zeitgenossen damals umtrieb. Ängstlich wurde überlegt: Was kann und muss ich tun, um trotz allen Versagens beim Jüngsten Gericht nicht streng bestraft zu werden, sondern Gottes Wohlgefallen zu finden? Erlösung und Heil schienen fast unerreichbar zu sein.

„Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ So fragt heute wohl kaum noch jemand. Glaubensvorstellungen und Lebensgefühl haben sich seitdem beträchtlich verändert. Zahllose Zeitgenossen – von menschlicher Unabhängigkeit und Freiheit überzeugt – meinen inzwischen, sich vor keinem Gott mehr verantworten zu müssen und auch nicht erlösungsbedürftig zu sein. Sogar Christen wissen manchmal nicht mehr so recht, woran und warum sie überhaupt glauben. Statt auf Gott setzt man eher auf sich selbst oder eine Verbesserung der irdischen Bedingungen.

Und doch sind auch heute Menschen nicht ohne Angst. Immer wieder werden wir mit Ansprüchen konfrontiert, die unerträglichen Druck erzeugen, im persönlichen wie im gesellschaftlichen Miteinander. Trotz aller Anstrengungen bleibt am Ende oftmals das Gefühl, den Erwartungen nicht gerecht geworden zu sein und versagt zu haben. Andere leiden darunter, zu wenige Chancen zu haben und von vielem ausgeschlossen zu sein. Und wer in irgendeiner Weise schuldig geworden ist, wird sich unweigerlich auch seine Sorgen machen.

Grundsätzlich geht es also noch immer – nur jetzt anders formuliert – um die Frage: Wie komme ich aus meinen Nöten heraus? Wovon hängt das ab? Wer kann dabei befreien, entlasten und Mut machen? Angeregt durch Luther und andere Reformatoren können auch wir katholische Christen inzwischen gemeinsam mit den evangelischen Glaubensge-

schwistern darauf antworten: Nicht wir selbst sind es, die dazu in der Lage wären. Alles, was wir brauchen, hat Gott uns schon bedingungslos in Christus geschenkt. Damit gilt auch: „Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und befähigt und aufruft zu guten Werken.“ Gott ist es, der uns Würde verleiht, wo andere sie missachten, der neue Horizonte eröffnet, wo alles ausweglos erscheint, der zum Handeln befähigt, wo sonst Lähmung herrscht. Das bedeutet zugleich, dass sich niemand die Gnade verdienen muss oder kann, weder durch ethische Leistungen noch durch äußerliche Frömmigkeitsformen. Entscheidend ist vielmehr, Gottes Barmherzigkeit zu vertrauen und an ihn zu glauben.

Wenn aber der Glaube allein reicht – liebe Schwestern und Brüder – und man keine Leistungen vorzuweisen braucht, um erlöst zu werden, ist das dann nicht ein „billiges Christentum zu herabgesetzten Preisen“? Einer solchen Deutungsmöglichkeit steht jedoch gleich die erste von Luthers 95 Ablassthesen entgegen. Ausdrucksstark heißt es da: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht ‚Tut Buße‘ ... (Mt 4,17), hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll“.

Lebenslang Buße tun? Macht das nicht schwermütig und lebensuntüchtig? Büßen muss man doch sonst nur, wenn man eine Straftat begangen oder sich anderweitig ins Unrecht gesetzt hat. Und außerdem: Braucht Gott unsere Buße, um sich etwa in seiner Haltung gegenüber uns „umstimmen“ zu lassen? Oder meint Buße vielleicht – existentieller gedacht – die bewusste Abkehr von allem, was Gottes guter Schöpfung schadet, und die gläubige Ausrichtung auf die Fülle des Lebens, die in Jesus Christus offenbar geworden ist? Nach Luther hieße das, „täglich in seine Taufe [zu] schlüpfen“, damit der alte Adam „mit allen Sünden und bösen Lüsten“ „ersäuft“ werde und sterbe, ein neuer Mensch aber herauskomme und auferstehe, der gottgefällig lebe.

Statt „Tut Buße“ kann man auch sagen „Kehrt um“. Beides gibt das „Metanoieite“ im griechischen Urtext wieder. Mit diesem Ruf beginnt Jesus seinen öffentlichen Auftritt und fügt hinzu: „denn das Himmelreich ist nahe“. Noch anders übersetzt, könnte es auch heißen: „Ändert euer Denken und eure Vorstellungen“, bleibt nicht im Gewohnten stecken, orientiert euch neu, lasst euch auf Größeres ein! Denn Gott ist ganz und gar auf eurer Seite.

Die Umkehr, zu der Jesus aufruft, ist damit nicht als Aufforderung zu strengen Bußübungen zu verstehen. Auch keine Strafe, die man abbezahlen müsste, ist dabei im Blick. Die Umkehr, die Jesus meint, scheint vielmehr darin zu bestehen, sich fortan ganz Gott zuzuwenden, der größer,

liebvoller und barmherziger ist, als wir es uns vorstellen können. Sich radikal auf ihn zu besinnen und zu verlassen – so will Jesus uns nahebringen – ändert unsere Sicht auf das Leben, auf uns selbst und auf alle unsere Beziehungen. Das hat auch Konsequenzen für unser Verständnis von Kirche.

Was aber – liebe Schwestern und Brüder – wäre dann anders? Manche glauben, vollkommen ihres eigenen Glückes Schmied zu sein oder sich wie Baron Münchhausen selbst am Schopf aus dem Sumpf ziehen zu können. Man müsse sich nur intensiv darum bemühen. Nicht selten führt das letztlich zu einer heillosen Überforderung. Es kann uns auch zu gnadenlosen Konkurrenten um „das beste Stück Kuchen“ werden lassen. Und wenn man sein irdisches Leben dann noch für „die letzte Gelegenheit“ hält, läuft einem die Zeit immer davon, löst das ständig die Angst aus, das Wichtigste zu verpassen.

Auf diesem Hintergrund könnte die Aufforderung zur Umkehr oder Buße bedeuten: Löst euch von der zwanghaften Vorstellung, erfolgreich sein zu müssen. Macht euer Selbstwertgefühl nicht davon abhängig, wie andere euch sehen oder wie viele „Likes“ ihr auf Facebook bekommt. Das, wonach ihr euch eigentlich seht – anerkannt und geliebt oder glücklich zu sein – könnt ihr euch ohnehin nicht selbst verschaffen. Ihr bekommt es gratis, und zwar von einem liebenden Gott, der auch dann zu euch steht, wenn etwas nicht gelingt, wenn ihr in Krankheit und Alter nichts mehr von dem zustande bringt, was in den Augen der Gesellschaft wichtig ist. Anstatt krampfhaft um sich selbst zu kreisen, sollte es vielmehr immer neu darum gehen, den Lebensschwerpunkt auf Gott hin zu verlagern. Und „weil wir uns von Gott angenommen wissen, haben wir [dann auch] die Freiheit, Verantwortung zu übernehmen und uns für unsere Mitmenschen und unsere Mit-Welt zu engagieren“.

Eine solche Haltung könnte uns auch angesichts der gegenwärtigen Situation unserer Kirche gut tun. Da gibt es nämlich – wie Papst Franziskus formuliert – manche Christen, „deren Lebensart wie eine Fastenzeit ohne Ostern erscheint“, „unzufriedene und ernüchterte Pessimisten mit düsterem Gesicht“. Auch hier umzukehren und sich neu auszurichten, wäre dringend notwendig und würde dem entsprechen, was damit gemeint ist, ein Leben lang Buße zu tun. Nicht wir machen oder retten letztlich Kirche – und müssen es auch nicht. Gott ist es, der sie ins Leben gerufen hat, verantwortet und in die Zukunft führt. Ihm gilt es von ganzem Herzen zu vertrauen. Dann werden wir auch die nötige Gelassenheit erfahren, nicht in jedem Ab- oder Umbruch gleich eine Katastrophe oder sogar den Untergang zu sehen. Bei allen unseren Bemühungen, Kirche lebendig zu gestalten, werden uns nur dann nicht der Atem und

die Freude ausgehen, wenn wir tatsächlich auch glauben, dass Gott uns gnädig ist und bedingungslos liebt. Wir brauchen ihn nicht zu „kriegen“, wir haben ihn schon.

Liebe Schwestern und Brüder, dass der Glaube daran nicht verkümmere, sondern sich entfalte und Sie mit Hoffnung und Zuversicht erfülle, dazu erbitte ich Ihnen in herzlicher Verbundenheit den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

„Von heute auf morgen wird es nicht gehen,“

Interview der Zentralredaktion der Verlagsgruppe Bistumspressen
vom 12. März 2017

Am 12. März wollen die evangelische und die katholische Kirche in Hildesheim in einem Bußakt ihre Schuld an der Kirchentrennung bekennen. Können Sie je eine Erfahrung nennen, bei der Sie persönlich durch die andere Konfession verletzt worden sind oder von der Sie selbst sagen würden: Da habe ich mich nicht richtig verhalten?

Oft – zunächst allgemein gesagt – geht es bei zwischenkonfessionellen Belastungen um das nichttheologische Problem, wie eine Mehrheit mit einer Minderheit umgeht. Und da hatte ich als Katholik im „Lande Luthers“ (= Mitteldeutschland) früher manchmal den Eindruck, dass die evangelische Kirche hier sehr selbstverständlich als „Platzhirsch“ auftrat. Umgekehrt wird es das vermutlich anderswo auch gegeben haben. Was mich heutzutage ärgert, ist, dass man gelegentlich in verschiedenen Medien, aber auch bei Führungen oder Diskussionen immer noch gewisse antikatholische oder antievangelische Klischees hören oder lesen kann. Ganz konkret ist mir besonders einmal nahe gegangen, dass mich jemand als „rattenkatholisch“ bezeichnet hat. Selbstkritisch sehe ich umgekehrt, dass in katholischen Kreisen und Gruppen, wenn man unter sich ist, ab und zu auch unqualifiziert und leichtfertig oder sogar hämisch über andere Christen oder Kirchen geredet wird.

Kardinal Marx sagte neulich in einem Interview mit den „Nürnberger Nachrichten“, er hoffe schon, „dass ich diese Einheit der Kirche noch erlebe“. Sind Sie ähnlich optimistisch?

Ich würde mich freuen, es käme so. Nach menschlichen Gesichtspunkten bin ich da eher skeptisch, aber nicht ohne Hoffnung. Von einer „ökumenischen Eiszeit,, zu reden, hielte ich für realitätsfern, andererseits euphorisch vielleicht zu meinen, man könne von heute auf morgen zu einer überzeugenden und verlässlichen Einheit kommen, es fehle nur der Wille der jeweiligen Kirchenleitungen, verkennt die Komplexität und Kompliziertheit inner- und zwischenkirchlicher Verhältnisse. Entscheidend ist, sich auf allen Ebenen nach Kräften mit Herz und Verstand um noch mehr Versöhnung und Verständigung zu bemühen, Vertrauen aufzubauen und einen langen Atem zu haben. Und dann sollte – wenn ein solcher denn kommt – der Kairos nicht verpasst werden. Für mich ist es heute immer noch ein Wunder, was sich 1989 gesellschaftlich und politisch ereignet hat. Könnte der Geist Gottes nicht ebenso, wenn seiner Meinung nach das Maß voll und die Zeit reif ist, die noch verbliebenen Hindernisse beseitigen und die Christen zur Einheit führen?

Kurz skizziert: Wie könnte eine Einheit aussehen? Wenn die Kirchen den Papst als Ersten unter Gleichen anerkennen? Oder als „versöhnte Verschiedenheit“, die doch bislang eher ein Begriff aus dem Protestantismus war?

Leider gibt es momentan keine gemeinsame Vorstellung, wie eine Kircheneinheit konkret aussehen könnte. Als katholische Kirche haben wir uns schon seit langem von einer „Rückkehrökumene“ verabschiedet, sind aber davon überzeugt, dass das Ziel – biblischer und frühchristlicher Intention gemäß – eine „sichtbare Einheit“ sein müsste. Ungeklärt ist bislang freilich, was alles dazugehören habe, auch, unter welcher Gestalt das Dienstatm des Papstes dabei zu sehen sei. Auf jeden Fall ist damit kein Zentralismus oder keine Uniformierung gemeint, sondern eine „Einheit in Vielfalt“. Eine „versöhnte Verschiedenheit“ – wie sie von der evangelischen Seite favorisiert wird – wäre uns aber, wenn darunter eine Bestätigung des Status quo verstanden würde, zu wenig. Schließlich stellt sich ja auch die Frage: Wieviel Verschiedenheit ist möglich, ohne die Einheit zu gefährden? Aber auch: Wieviel Einheit ist nötig, damit Vielfalt sich nicht in Beliebigkeit verliert? Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Ich glaube, dass der inzwischen auch von Papst Franziskus mehrmals gebrauchte Begriff „versöhnte Verschiedenheit“ im Zusammenhang mit der Bemühung um eine „sichtbare Einheit“ voranbringen könnte.

Die deutschen Bischöfe haben in ihrem Schreiben zu „Amoris laetitia,, einen Weg der Gewissensprüfung und seelsorglichen Prüfung empfohlen, damit wie-

derverheiratet Geschiedene in Einzelfällen die Sakramente der Beichte und Eucharistie empfangen können. Ist das auch ein gangbarer Weg für konfessionsverbindende Ehepaare und Familien?

Zweifellos. In eine solche Richtung hat ja auch Papst Franziskus gewiesen, als er bei seinem Besuch der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rom im November 2015 zu dieser Problematik erklärt hat: „Ich werde nie wagen, eine Erlaubnis zu geben, das zu tun, weil das nicht meine Kompetenz ist. (...) Sprecht mit dem Herrn und geht weiter. Mehr wage ich nicht zu sagen.“ Selbst wenn es kirchenrechtlich und ekklesiologisch noch manche Einwände gibt, spricht doch bei einem echten geistlichen Bedürfnis die Gemeinsamkeit im Glauben, die sakramentale Verbundenheit durch Taufe und Ehe sowie die Sorge um das Heil beider Partner und ihrer Kinder dafür, eine – den jeweiligen Familien gerecht werdende – verantwortbare und hilfreiche Lösung zu suchen.

Sehen Sie, dass nach dem Gedenk-/Jubiläumsjahr 2017 es mit Blick auf die altorientalischen und orthodoxen Kirchen zu einem ähnlich aufgefrischten ökumenischen Austausch kommt?

Das kann man so nicht miteinander vergleichen. Die bilateralen Erfahrungen und Beziehungen sind jeweils recht unterschiedlich. Zu den großartigen Entwicklungen gehören zum Beispiel der orthodox-katholische Versöhnungsprozess, der 1965 dazu geführt hat, dass Rom und Konstantinopel das Schisma von 1054 – wie es heißt – „dem Vergessen anheimfallen lassen“ konnten, oder die zwischen Katholiken und Altorientalen vor einigen Jahrzehnten erreichte theologische Klärung im Verständnis Jesu Christi. Ein Dialog der Liebe und der Wahrheit ist in Gang gekommen, der bereits viele Früchte getragen hat. In Deutschland kann man das bei den orthodoxen und altorientalischen Kirchen besonders spüren, in manchen ihrer Heimatländer hingegen wird Ökumene gelegentlich sogar noch regelrecht verteufelt. Da gilt es, den Kontakt nicht abbrechen zu lassen und sich unermüdlich im Geiste Jesu Christi um weitere Annäherungen zu bemühen.

„Wir haben uns gegenseitig bereichert“

epd-Interview zum Reformationsjubiläum
vom 9. April 2017

Der Magdeburger Bischof Gerhard Feige ist seit 2012 Vorsitzender der Ökumene-Kommission der katholischen Deutschen Bischofskonferenz. Zur Halbzeit der Feierlichkeiten zum 500. Reformationsjubiläum und wenige Wochen vor dem Deutschen Evangelischen Kirchentag sprach der Evangelische Pressedienst (epd) mit Feige über die Annäherung der beiden großen Kirchen, das Evangelische bei den Katholiken und Luther-Salami.

Als die evangelische Kirche 2008 ihre Dekade zur Hinführung auf das Reformationsjubiläum begann, hatten Sie nach eigenem Bekunden gemischte Gefühle und fragten sich, ob eine „Jubiläum- und Profilierungsfeier des Protestantismus mit antikatholischen Spitzen“ drohe. Ist es so gekommen?

Ich sehe in den zurückliegenden Jahren eine recht positive Entwicklung; wir haben einiges miteinander klären können. Frühere Jubiläumsfeiern hatten ja zumeist einen antikatholischen Charakter. Nunmehr aber haben die Globalisierung, die Säkularisierung und vor allem auch die ökumenische Bewegung dazu herausgefordert, neu zu erkunden, was diesmal eigentlich gefeiert werden soll. Ich meine, dass dabei eine ökumenische Sensibilität gewachsen ist. Keiner muss sich selber aufgeben. Es scheint jedoch recht gut gelungen zu sein, sich einander anzunähern. Auf jeden Fall können auch Katholiken jetzt lockerer in das Jubiläumsjahr 2017 gehen.

Ist es gelungen, zu einer gemeinsamen Interpretation der Ereignisse vor 500 Jahren und deren Wirkungen zu kommen?

Am Anfang bestand das Klischee: „Die einen wollen jubeln und die anderen beklagen die Spaltung der Christenheit.“ Man fragte sich: „Wie soll das zueinander kommen?“ Ich glaube, dass wir da einen Weg gefunden haben, der weiterführt. Geschichte und Gegenwart wurden kritisch re-

flektiert; besonders bedeutsam war dabei die ökumenische Entwicklung in den letzten 50 Jahren. Wir haben viele Gemeinsamkeiten entdeckt, vor allem im theologisch-kirchlichen Bereich. Auf internationaler Ebene ist hier das Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ von Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat zu nennen. Auf nationaler Ebene denke ich vor allem an den starken evangelisch-katholischen Text zur Versöhnung vom September 2016 mit dem Titel: „Erinnerung heilen - Jesus Christus bezeugen“.

Trifft diese gewachsene „ökumenische Sensibilität,“ auf beide Seiten gleichermaßen zu?

Sicherlich sind nicht alle Katholiken meiner Meinung. Aber viele haben die von mir beschriebene Entwicklung mitvollzogen. Was die evangelische Seite betrifft, zweifle ich manchmal, ob die ökumenische Dimension auch für so wichtig gehalten wird; mitunter entdecke ich noch verschiedene konfessionalistisch angehauchte Erklärungsmuster. Das zeigt sich zum Beispiel darin, wie man die Beziehungen zwischen Reformation und Moderne deutet. In manchen protestantischen Äußerungen hört es sich so an, als sei unsere Gegenwart fast ausschließlich durch die Reformation geprägt. Wir Katholiken sehen das etwas differenzierter.

Neben der evangelischen Kirche engagieren sich ganz viele andere Akteure bei den Feierlichkeiten zu 500 Jahren Reformation. Ist das angemessen oder erlangt die Reformation dadurch einen über das Theologische hinausgehenden Stellenwert, der ihr nicht zusteht?

Es ist keine Frage, dass die Reformation nicht nur theologische Auswirkungen hatte, sondern auch kulturelle, politische, geistesgeschichtliche. Interessant ist dabei, dass in den vergangenen Jahren ein Kampf um die Deutungshoheit zwischen manchen Historikern, Politikern und Theologen entbrannt ist. Ob nun die theologische oder eher die politische und kulturelle Dimension dominiert, darüber gibt es unterschiedliche Standpunkte. Als Katholiken interessieren uns besonders die Fragen des Glaubens und die kirchengeschichtlichen Folgen.

Demgegenüber sind bei etlichen Akteuren auch Vermarktungsinteressen im Spiel, die manchmal kuriose Blüten treiben. Einige von uns stöhnen schon unter dem 'Luther-Rummel', der da losgetreten wurde. Obwohl Martin Luther nur einer von vielen Reformatoren gewesen ist, verkörpert er in der öffentlichen Wahrnehmung auf einmal fast die ganze Reformation.

Mitunter treibt der von Ihnen angesprochene Luther-Kult tatsächlich eigenartige Blüten. Wie sehr nervt Sie das?

Manches amüsiert mich. Dazu gehört zum Beispiel eine Luther-Salami, die ich geschenkt bekommen habe, in Form eines Gebetbuches mit der Lutherrose drauf. Irgendein Thüringer Fleischer hat sie erfunden. Bei Luther-Kondomen hingegen frage ich mich schon, ob das ernst gemeint ist oder ob man sich damit über das Reformationsjubiläum lustig machen will. Allerdings ist die evangelische Kirche auch nicht für alles verantwortlich, was manche sich so ausdenken oder in Marktnischen produziert wird. An katholischen Wallfahrtsorten kann man freilich ebenfalls Dinge antreffen, mit denen ich meine Probleme hätte.

Wie evangelisch ist die katholische Kirche heute und wie katholisch sind die Protestanten?

Ich denke, dass es in den vergangenen Jahrhunderten zwischen beiden Gruppen Antagonismen und kommunizierende Röhren gegeben hat. Das heißt, wir haben uns im Widerspruch zueinander profiliert, andererseits aber auch immer wieder – bewusst oder unbewusst – einiges voneinander übernommen. Wie stark ist doch zum Beispiel die katholische Kirchenmusik in Deutschland von der evangelischen mitgeprägt worden. Aber auch in theologischen Fragen hat es wichtige Annäherungen gegeben, katholischerseits vor allem durch das Zweite Vatikanische Konzil. Manches ist gewissermaßen auch in unsere Tradition zurückgekehrt. Früher hieß es zum Beispiel, die katholische Kirche sei die Kirche des Sakraments, die evangelische Kirche die des Wortes. Das kann man so nicht mehr sagen. Wir haben uns da gegenseitig bereichert. Nicht umsonst spricht man heute von einer Ökumene der Gaben. Die evangelische Kirche hat ihre katholische Vergangenheit wieder entdeckt, und wir haben die Impulse der Reformation stärker verinnerlicht.

Angesichts der Diaspora-Situation der Kirchen gerade in Ostdeutschland: Sind Katholiken und Protestanten nicht allein schon wegen der demografischen Entwicklung zu einer immer integrativeren Zusammenarbeit gezwungen?

Schon in der Vergangenheit sind Christen unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen näher zusammengerückt, auch in weniger ökumenischen Zeiten als wir sie jetzt haben. So waren wir in der DDR – was die zwischenkirchlichen Beziehungen betrifft – in gewisser Weise der Entwicklung schon ein wenig voraus. Heute bringt uns die extreme Ent-

kirchlichung noch enger zueinander. Dabei ist es auch eine Frage der Glaubwürdigkeit, sich nicht gegeneinander zu profilieren. Viele Menschen verstehen die Unterschiede zwischen evangelisch und katholisch ohnehin nicht mehr.

Sind sich Katholiken und Protestanten heute näher als vor zehn Jahren?

Ich würde sagen, ja. Wir sind auf dem Weg der Versöhnung und Verständigung ein beträchtliches Stück vorangekommen. Erfreulicherweise fallen mir sofort viele Beispiele ein, die das belegen könnten, theologischer wie praktischer Art. Eines davon war auch unsere ökumenische Pilgerreise von 1.000 Gläubigen aus Mitteldeutschland „Mit Luther zum Papst,“. Diese Aktion hat offenbar sogar Papst Franziskus beeindruckt; jedenfalls habe ich ihn im Rahmen einer kurzen Begegnung am 31. Oktober 2016 im schwedischen Lund bei diesem Stichwort von mir förmlich strahlen sehen. Bewegend war für mich auch, dass beim zentralen Buß- und Versöhnungsgottesdienst von EKD und Deutscher Bischofskonferenz am 11. März dieses Jahres in Hildesheim jeweils ausdrücklich gesagt wurde: „Liebe evangelische“ beziehungsweise „katholische Glaubensgeschwister: Wir danken Gott, dass es Sie gibt und dass Sie den Namen Jesu Christi tragen.“ Ich hoffe, dass die erfreulichen Erfahrungen, die wir gerade in der letzten Zeit miteinander gemacht haben, nicht folgenlos bleiben, sondern uns im Vertrauen auf die Kraft des heiligen Geistes zu weiteren Schritten auf dem Weg zur sichtbaren Einheit beflügeln.

„Bleibet hier und wachet mit mir“

Predigt beim Dies sacerdotalis 2017



Auf dem „kleinen Weg“

Am 2. Fastensonntag haben in Halle auf der Silberhöhe zwei Kleine Schwestern Jesu ihre ewigen Gelübde abgelegt. Es war eine sehr lebendige Eucharistiefeier in einer bewegenden Atmosphäre. Versammelt hatten sich dazu etwa 30 Kleine Schwestern Jesu aus ganz Europa, einige noch mit Erfahrungen von längeren Aufenthalten in überwiegend muslimischen Ländern. Gekommen waren auch manche Freunde und Bekannte von ihnen aus anderen Gegenden Deutschlands und Gläubige aus halleischen Gemeinden. Beeindruckt von der Bereitschaft der beiden jungen Frauen, sich zeitlebens auf eine Lebensweise im Verborgenen ohne irgendwelche Erfolgsabsichten einzulassen, und der natürlichen Freude, die da zu spüren war, habe ich am Ende des Gottesdienstes dann ziemlich spontan gesagt: „Wir im Bistum Magdeburg und Sie, liebe Schwestern, haben eines gemeinsam: den kleinen Weg. Einen Unterschied gibt es aber: Sie haben sich freiwillig dafür entschieden, und uns wird ein solcher auferlegt.“

Ich glaube, dass mir da kaum jemand der hier Anwesenden widersprechen wird. Unsere Situation ist schon eine Zumutung und belastet viele. Wer wünschte sich schon freiwillig und bewusst, wenn er sich auch für etwas anderes entscheiden könnte, in unserer armseligen Diaspora einen kirchlichen Dienst wahrzunehmen? Welche Veränderungen hatten wir in den letzten Jahrzehnten doch schon zu verkraften, und welche Entwicklungen stehen uns noch bevor! Als ich vor einigen Tagen einmal Fotos einer Ausstellung über die katholische und die evangelische Kirche zu DDR-Zeiten gesehen habe, ist mir aufgefallen, dass wir damals trotz aller Einschränkungen und Bedrängnisse anscheinend noch recht üppige und fast volkkirchlich anmutende Verhältnisse hatten. Und heute? Die Rahmenbedingungen – personell wie finanziell – müssten vielen inzwischen bekannt sein. Die demographische und gesellschaftliche Entwicklung macht uns gewaltig zu schaffen, aber auch ein offenbar zunehmender Glaubensschwund. Übliche Formen und Methoden kirchlicher Sozialisation greifen nicht mehr, lieb gewordene Traditionen brechen ab, Enttäuschung und Ratlosigkeit machen sich breit.

Die meisten von Ihnen beziehungsweise Euch – liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst – werden bestimmt schon öfters darüber gepredigt haben, dass Gott die Mächtigen vom Thron stürzt und die Niedrigen erhöht oder dass Jesus die seligpreist, die arm und bedürftig sind. Selbst aber zu denen zu gehören, die nur wenige Chancen haben und kaum Erfolge vorweisen können, ist noch etwas anderes. Dieses zu bewältigen, ist weit schwerer, als darüber zu reden. Wen wundert es da, wenn manche müde werden und traurig sind, sich in nostalgische Erinnerungen flüchten und von besseren Zeiten träumen, innerlich oder auch äußerlich irgendwie aussteigen und anderweitig Erfüllung suchen. Ich gestehe, mich selbst manchmal zu fragen, warum Gott uns wohl so herausfordert und was er vielleicht damit bezwecken will.

Bei Jesus bleiben und mit ihm wachen

Was kann uns angesichts solcher Erfahrungen trösten oder sogar Mut machen? Zunächst einmal hilft mir die aus historischen Einsichten gewachsene Überzeugung, dass Kirche nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden ist; sie kann sich überall – auch unter schwierigsten Umständen – entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Das aber schließt den Glauben und das Vertrauen ein, dass Gott uns nicht wirklich verlässt, sondern immer und überall – auch in aussichtslos erscheinenden Situationen – nahe ist.

Neben Charles de Foucauld, auf den sich die Kleinen Schwestern Jesu vor allem beziehen, hat auch die heilige Therese von Lisieux zum Beispiel in einer solchen Haltung gelebt, ja, ist hierin geradezu eine Meisterin geworden. Auch sie musste lernen, mit einer armseligen Wirklichkeit umzugehen, die so anders war als ihre hohen Ideale. Doch gerade die Erfahrung ihrer Grenzen ließ sie den „kleinen Weg“ entdecken und einen radikalen Perspektivwechsel vollziehen. „Das Verdienst“ – so schreibt sie einmal ihrer Schwester – „besteht nicht im vielen Tun und Geben, sondern im Empfangen, im vielen Lieben.“ Das sei allerdings nicht so leicht. Denn man müsse die eigene Schwäche und Machtlosigkeit erst einmal annehmen und aushalten. Doch je schwächer Therese sich erlebte, desto größer wurde ihr Vertrauen auf Gottes erbarmende Liebe.

Noch stärker wird uns gerade in diesen Tagen vor Augen geführt, was Vertrauen in seiner radikalsten Form bedeuten kann. Nach dem Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, kommt es zu der ergreifenden Szene im Garten Gethsemani. Jesus wird – wie es im Matthäusevangelium (26, 37) heißt – von Angst und Traurigkeit ergriffen. Meine „Seele ist zu Tode betrübt“, sagt er zu seinen Jüngern und bittet sie deshalb: „Bleibt hier und wacht mit mir“ (26, 38). Jesus ist freiwillig in diese Einsamkeit und Verlassenheit mit ihrer Angst hineingegangen – in das Äußerste des „kleinen Weges“. Ja, Gott selbst ist es, der in Jesus Christus dieses Schicksal durchleidet. „Gott bückt sich“, steht auf einem Fenster im Treppenhaus des Roncallihauses, gestaltet von der Künstlerin Benita Joswig, die mit 47 Jahren an Krebs gestorben ist. Er geht freiwillig in die Niedrigkeit, ins Scheitern. Auch in der Fortsetzung des heutigen Evangeliums kommt das zum Ausdruck, denn Jesu erster öffentlicher Auftritt in seiner Heimatstadt wurde ein Misserfolg; die Menschen lehnten ihn ab. In solchen Erfahrungen der Erfolglosigkeit, der Armut und der Kleinheit bittet Jesus auch uns, bei ihm zu bleiben und standzuhalten. „Lauf nicht weg“, so ruft er uns aus dem Garten Gethsemani zu. Bleibt hier, an diesem Ort, unter diesen Bedingungen, wie sie jetzt sind. Lauft auch innerlich nicht weg, indem ihr die Not und den Schmerz durch Ablenkungen und durch Kompensationen aller Art zu betäuben versucht. Widersteht der Verzweiflung, haltet mit mir stand – und betet!

Den Gott des Trostes anstatt die Tröstungen Gottes suchen

Wenn uns das gelingen sollte, lernen wir vielleicht auch – wie Teresa von Avila einmal sagte – „den Gott des Trostes zu suchen anstatt die Tröstungen Gottes“. Der Gott des Trostes: das ist der Funke von Licht,

der mitten in der Dunkelheit aufleuchtet und das Herz weit macht; das ist der Friede, der stärker ist als die Angst und die Sorge um uns selbst, um andere Menschen und um unsere Kirche. Der Gott des Trostes „hilft uns, in der Hoffnung nicht nachzulassen, wenn sich der Herr in der Erfüllung seiner Verheißungen zu verspäten scheint“. Er hilft uns, unsere Situation nicht nur aus der Perspektive von Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag zu sehen, sondern mit den Augen von Ostern.

Dann geschieht es vielleicht auch, dass wir den „kleinen Weg“ nicht nur passiv erleiden, sondern von Gott die Kraft geschenkt bekommen, in aller Armseligkeit gelassen und hoffnungsvoll eine – wie wir es in unseren Zukunftsbildern formuliert haben – „schöpferische Minderheit“ zu sein. Dazu gehört freilich, im Gebet nicht nachzulassen, für Gott und seinen Anruf offen zu bleiben, die Zeichen der Zeit zu verstehen und aus dem Glauben zu leben. Konkret wird das, wenn in unseren Gemeinden, in unseren Einrichtungen und darüber hinaus zu erfahren ist, was Jesus vorbildhaft verwirklicht hat: Gott und die Menschen aus ganzem Herzen zu lieben. Konkret wird das, wenn wir uns in ökumenischer Gesinnung darum bemühen, das Evangelium möglichst gemeinsam zu bezeugen. Konkret wird das, wenn wir all das fördern und unterstützen, was ins Leben drängt – und wenn wir uns dabei mit denen zusammentun, die wie wir nach Gerechtigkeit und Frieden suchen.

Auch wenn wir nur eine kleine Kirche sind, können wir in dieser Weise zukunftsfähig sein. „Wir sehen“ – so hat Bischof Leo einmal geschrieben – „Kirche völlig falsch, wenn wir sie in erster Linie nach der Quantität oder anderen Äußerlichkeiten beurteilen. Darum“ – so sagt er weiter – „wünsche ich mir eine Kirche der Intensität, eine Kirche, die so fest in Gott verwurzelt ist, dass sie Sturm und Unwetter standhalten kann.... Ich wünsche mir eine missionarische Kirche, die Hoffnung verbreitet und sich nicht beim Klagen aufhält... Wir müssen an die Möglichkeit von Veränderung und Umkehr glauben. Dafür braucht es keine Massen, dafür genügen wenige! ... Ich wünsche mir eine Kirche, die kontaktfähig ist, die stets den Dialog sucht und für den Menschen da ist.“

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns nicht entmutigen und lähmen. Überfordern wir uns auch nicht, indem wir Unmögliches voneinander erwarten. Vergessen wir nicht, dass wir aufeinander verwiesen und angewiesen sind und eigentlich – wie es uns die Apostelgeschichte nahelegt (4,32) – „ein Herz und eine Seele“ sein sollten, auf jeden Fall geschwisterlich verbunden. Suchen wir gemeinsam nach Möglichkeiten, dies auch zu leben und unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen gerecht zu werden. Es ist kein Zufall, dass wir hier und heute berufen und gesendet sind, Got-

tes frohe Botschaft zu überbringen und zerbrochene Herzen zu heilen. Möge es uns geschenkt werden, das uns auferlegte Schicksal eines „kleinen Weges“ nicht nur heroisch zu ertragen, sondern auch bewusst als gottgewollt anzunehmen und damit zu einem Zeichen der Hoffnung zu werden, nicht zuletzt auch für all die Menschen, die – „(vielleicht ohne es zu merken) – fern von Gott leben“. Ich danke allen für ihren Dienst und hoffe, dass wir auch weiterhin zusammenhalten und nicht ohne Freude und Zuversicht unseren Weg gehen.

„ ... da sprengt er Riegel, Schloss und Stein“

Predigt am Ostersonntag 2017

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche ...“ Mindestens die Älteren unter Ihnen wissen mit diesen Worten wahrscheinlich sofort etwas anzufangen. So beginnt der „Osterspaziergang“, ein Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe. Holdes Frühlingserwachen und menschlicher Neuanfang werden darin in engem Zusammenhang gesehen. Auch wenn wir heute nicht unbedingt von „Bilderbuchwetter“ reden können, ist Ostern doch auch in diesem Jahr von ähnlichen Umständen begleitet. Schon seit längerem ist die Natur überall wieder zum Leben erwacht: in den unzähligen Knospen und Blüten, in den grünenden Gärten und Parks, in der Geburt von Küken und Lämmern. Was sich da zeigt, das „Stirb und werde“, scheint für viele auch auf den Tod und die Auferstehung Jesu zuzutreffen. So wie die Vegetation im Herbst und Winter vergeht und im Frühling wieder neu erwacht, sehen sie in Jesus ein besonders strahlendes Beispiel für diese natürliche Gesetzmäßigkeit.

Nicht wenige Weltdeutungen – antike wie moderne – gehen in dieser Weise von einem ewigen Kreislauf aus. Das Rad der Geschichte dreht sich unaufhörlich weiter. Zyklisch oder rhythmisch kehrt alles immer wieder. Darum gibt es letztlich – so die Folgerung daraus – „nichts (wirklich) Neues unter der Sonne“. Erstaunlich viele Menschen unserer Tage sind deshalb auch davon überzeugt, dass sie selbst in diesen Kreislauf eingebunden sind und nach ihrem Tod auf dieser Erde irgendwie anders wiedergeboren oder weiterleben werden.

Ist es nicht auch unser Schicksal, oft festgelegt zu sein, dem nicht entkommen zu können? Niemand vermag zum Beispiel sich selbst auszusuchen, wann er geboren werden will, mit welchen Erbanlagen und unter

welchen äußeren Bedingungen, in Armut oder Reichtum, in einer Demokratie oder einer Diktatur, im Krieg oder im Frieden. Und auch danach bis zum Tod läuft vieles routinemäßig ab, bewegen wir uns größtenteils in üblichen Bahnen, ordnen wir uns herrschenden Ideologien unter, werden wir bevormundet und manipuliert, können wir oftmals nicht unbedingt wirklich frei entscheiden, fürchten wir uns vor Risiken oder überhaupt vor der Zukunft. Manche haben dann – wie es heißt – einen Tunnelblick und sind in sich gefangen, kommen sich wie in einer Tretmühle vor oder drehen sich wie in einem Hamsterrad. Im menschlichen Miteinander ist auch von einem teuflischen Kreislauf des Bösen die Rede, einer ständigen Verflechtung in Schuld und Sünde, Hass und Gewalt.

Sehnen wir uns angesichts solcher Erfahrungen nicht danach, vielleicht irgendwann doch einmal aus solchen unheilvollen Entwicklungen ausbrechen zu können oder befreit zu werden, einen wirklichen Neuanfang zu erleben und auf ein aussichtsreiches Ziel hoffen zu dürfen?



Detail des Osterleuchters in der halleischen Moritzkirche

Sehnen wir uns nicht danach, dass dem Tod doch einmal unwiderrufflich die Macht genommen wird und das Leben sich endgültig durchsetzt? Sehnen wir uns nicht danach, dass es mit dem ewigen Werden und Vergehen doch einmal ein Ende haben möge und „etwas ganz Neues unter der Sonne“ anbricht? An Ostern werden wir alle mit einem solchen radikalen Neuanfang konfrontiert. Da geht es nicht um die Wiederbelebung eines Scheintoten, die künstliche Verlängerung eines zu Ende gehenden Lebens oder das permanente „Stirb und werde“ in unserer Welt, sondern um eine völlig neue Wirklichkeit. „Die ganze Erde“ – so heißt es in einem bekannten Osterlied (GL 342) – „staunt und bebt, weil Gottes Herrlichkeit anhebt. Der Tod ist tot, das Leben lebt. Halleluja!“ Da wird gewissermaßen in alle Wiederholung und Begrenztheit eine Richtung eingebracht. Gott eröffnet uns und der ganzen Menschheit die Perspektive auf ein endgültiges Ziel hin: Auch wir dürfen auf ein unzerstörbares Leben in seiner Herrlichkeit hoffen. Unsere Welt kreist nicht mehr nur um sich selbst. Durch

Gott geschaffen hat sie neben einem Anfang nun auch ein Ende, oder besser: Aussicht auf eine Vollendung, eine immerwährende Zukunft.

Das aber übersteigt alle unsere vernünftigen Vorstellungen und fragt das bisher Übliche radikal an. „Des Herren Sieg“ – so könnte man es mit dem schon erwähnten Osterlied deuten – „bricht in uns ein, da sprengt er Riegel, Schloss und Stein, in uns will Christus Sieger sein.“ Ja, Jesu Auferweckung durch Gott hat eine unglaubliche Sprengkraft, die sich auch auf uns Nachgeborene auswirken will. Alles, was unser Leben bedroht und einschränkt, gerät da in den Blick. Und das ist nicht nur unser leibliches Ende. Beeinträchtigt sind wir auch schon durch alle Erfahrungen von Vergänglichkeit: Wir werden täglich älter, unsere Kräfte nehmen ab, Krankheiten stellen sich ein, so manche Hoffnungen werden durchkreuzt, und immer wieder sind Abschiede zu verkraften. Beeinträchtigt sind wir aber auch durch unsere eigene Herzenshärte, durch all das, worin wir uns einkapseln: unsere Angst, zu kurz zu kommen, und unsere Selbstsucht, unser Misstrauen und unsere Vorurteile.

Beeinträchtigt ist auch unser Leben in der Gemeinschaft der Kirche. Selbst hier gibt es auf allen Ebenen so manches, was das Leben behindert oder lähmt: wenn Regeln und Bräuche von gestern für wichtiger gehalten werden als das Evangelium selbst und die Sorge um das Heil heutiger Menschen, wenn die Beziehung zu Gott verkümmert und die Liebe zum Nächsten bestimmte Gruppen ausschließt oder wenn notwendige Reformen blockiert werden. Manche Katholiken – besonders diejenigen, die sich zunehmend über Papst Franziskus ereifern – scheinen ja – wie ich es noch vom Marxismus-Leninismus kenne – auch die Lehre der Kirche als geschlossenes System zu betrachten, dem sich alle nur ein oder unterzuordnen haben. Damit aber wäre unser Glaube in Gefahr, zu einer starren Ideologie zu werden, einem leblosen Gebilde hinter Riegel, Schloss oder Stein. Dann würde er auch seine Kraft als Quelle des Lebens verlieren. Nein, das Christentum ist keine totalitäre Weltanschauung oder rigorose Gesetzesreligion, eher – im Bild gesprochen – Feldlazarett als Kadettenschule. Mitleid, Barmherzigkeit und Liebe sind seine wesentlichen Merkmale. Zur Freiheit hat uns Christus befreit, verantwortet mit ihr umzugehen, Gott gefällig und den Menschen zu Diensten.

Vielleicht haben wir das alles auch noch nicht so richtig begriffen und verinnerlicht, ergeht es uns so wie Petrus und Johannes am Ostermorgen oder wie Maria von Magdala, die noch im Dunkeln ans Grab geht und Jesus dort nicht mehr findet. Vielleicht haben wir es noch schwer, wirklich daran zu glauben, was Ostern geschehen ist: dass Gott tatsächlich den Tod und alle anderen lebensfeindlichen Mächte besiegt hat. Das können wir nicht erfinden, dafür brauchen wir Zeugen.

In den Osterberichten sind es oft Engel, die diese Botschaft vermitteln; doch manchmal ist es Jesus selbst wie in der wunderbaren Begegnung zwischen ihm und Maria von Magdala, Niemand – so hören wir in allen Osterberichten – hat damit gerechnet, dass Jesus wieder am Leben sein könnte. Dies aber erfahren zu dürfen, war wie ein ungeheurer „Quantsprung“, der alles übertroffen hat. Gesprengt sind „Riegel, Schloss und Stein“, überschritten die leiblichen Grenzen des Todes, entmachtet aber auch alles, was uns Menschen lähmt und bedrängt. Eine Dynamik ist ausgelöst, die „nichts Geringeres (will), als unser Denken, unser Fühlen und Sprechen aufzusprengen auf das je Größere hin...“ (Klaus Müller). Für Maria von Magdala und die Jünger hieß das, dass sie nun nicht mehr so weiterleben konnten wie bisher. Aus einer trauernden Frau wurde – wie Maria von Magdala in der frühen Kirche genannt wurde – die „Apostelin der Apostel“. Und die Jünger, die beim Kreuzestod Jesu geflüchtet waren, hatten nun den Mut zum öffentlichen Bekenntnis. Alle aber, die der Auferstehungsbotschaft glaubten, waren – wie Paulus schreibt – dazu herausgefordert: „Schafft den alten Sauerteig weg, damit ihr neuer Teig seid“ (1 Kor 5,7). Das gilt auch uns. Was aber könnte das bedeuten? Vor allem wohl: sich mit neuem Schwung in das Leben einzumischen.

Bezügelt durch die Auferweckung Jesu von den Toten können wir einen neuen Geist in die Welt tragen, zu Frieden und Versöhnung beitragen und all denen Mut machen, die verzweifelt sind. „Lasst euch“ dabei – so hat es Papst Franziskus einmal formuliert – „die Hoffnung nicht nehmen, lasst nicht zu, dass sie euch geraubt wird“. Auch ganz persönlich sind wir eingeladen, jetzt schon aus der Freiheit der Kinder Gottes zu leben. Wir erfahren dabei auch, dass wir im Grunde nie mehr allein sind. Der Auferstandene ist immer bei uns, in allem, was uns freut und was uns traurig macht. Er ist bei uns im Leben und auch im Sterben. Und schließlich ist uns verheißen, dass er uns einst in sein neues Leben führt. Wir landen nicht „auf dem Abfallhaufen der Geschichte“ (Theodor Schneider), sondern sind zusammen mit all denen, die zu uns gehören und die uns lieb sind, auf Vollendung und Ewigkeit hin angelegt. Und das gilt nicht nur uns Menschen, sondern auch der gesamten Schöpfung. Nichts und niemand sollen verloren gehen.

Wir Christen glauben an morgen, weil es Ostern gibt. Wir sind keine weltfremde Idealisten, die aus dem Diesseits ins Jenseits flüchten. Ostern setzt eine ungeheure Kraft frei, schon jetzt hoffnungsvoller zu leben und zu handeln. Wie Maria von Magdala lasst auch uns voll Freude bekennen und in den Osterjubel einstimmen: „Der Herr ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden, Halleluja!“

„Ich hätte mich ja auch anpassen können“

Interview mit Inter.Vista 2017*

Eine Bibel hielt Dr. Gerhard Feige das erste Mal in der Grundschule in der Hand. Seither ist sie zu seinem stetigen Begleiter geworden. Was er nach Feierabend macht, was für ihn Familie bedeutet und warum er viele Hundebesitzer in seiner Umgebung kennt, verrät der Magdeburger Bischof im Interview mit Inter.Vista.

Herr Dr. Feige, ich komme aus Klötze in der Nähe von Salzwedel. Was verbinden Sie mit der Hansestadt?

Salzwedel war meine erste Stelle als Seelsorger. Ich bin in Halle geboren und groß geworden. Mein Horizont reichte in etwa bis Magdeburg. Darum habe ich damals verkündet: „Ich komme nach Salzwedel, erst nach Norden und dann immer geradeaus“ (lacht). Das war die Reklame für Bommerlunder. Aber das machte deutlich, dass dort Weiten herrschten, die ich nicht kannte. Es war eine wunderschöne Zeit, obwohl Salzwedel im Abseits lag. Im Norden und Westen verlief die Grenze. Da verirrte sich kaum jemand mal von auswärts hin.

Waren Sie seitdem wieder in Salzwedel?

Ja, ich merke dann immer so ein Kribbeln im Bauch. Inzwischen hat sich Salzwedel gewaltig verändert, auch was den Verkehr betrifft. Ich bin damals mit einem Trabant schneller von Magdeburg in Salzwedel gewesen, als heute mit jedem anderen Auto. Jetzt fahren zu viele LKW.

Was blieb Ihnen aus der Zeit als Seelsorger in Erinnerung?

Motivierte Christen verstreut in einem großen Gebiet. Unsere Pfarrei erstreckte sich über unzählige Kilometer. Die Hälfte der Gemeinde lebte auf den Dörfern, die Hälfte in der Stadt. Wir waren viel mit einem Kleinbus und PKWs unterwegs, um die Leute zu Gottesdiensten, zum Religionsunterricht oder den Jugendtreffs zusammenzubringen. Das war eine sehr aufwendige Arbeit.

Wie kamen Sie dazu, Theologie zu studieren?

Der Wunsch, Theologie zu studieren, ist zeitig aufgebrochen. Ich spielte schon im Übergang von der 8. zur 9. Klasse mit dem Gedanken. Zum einen erlebte ich eine rege katholische Gemeinde, zum anderen hervorragende Seelsorger, die uns gefordert und sich mit uns intensiv beschäftigt haben. Vor allem gehörten philosophische und theologische Fragen dazu. Es war sehr niveauvoll. Sich damals so mit der Welt und dem Leben auseinanderzusetzen, als Priester Menschen beizustehen, ihnen die Augen zu öffnen und ihren Horizont zu erweitern, hat mich beeindruckt.

Sind Sie zu Hause christlich erzogen worden?

Ja, aber unverkrampft. Ich erinnere mich, dass meine Eltern sehr natürlich aus dem Glauben lebten und wir, meine zehn Jahre ältere Schwester und ich, auf diese Weise das Christentum eingeatmet haben.

Was meinen Sie mit „eingeatmet“?

Christentum ist ja keine Weltanschauung, sondern mehr eine Lebenspraxis. Die Kirche ist eine große Erfahrungsgemeinschaft.

Wie sind Sie in dieser Gemeinschaft gewachsen?

Der Glaube ist nichts Festes, nichts Abgepacktes, nichts Endgültiges, sondern Wegbegleiter. Glaube kann verkümmern, kann sich aber auch entfalten. Man macht die unterschiedlichsten Erfahrungen, positive wie negative. Mit dem Tod in Berührung zu kommen, hat mich besonders herausgefordert. Als Ministrant in der 5. Klasse habe ich zum Beispiel erstmals an einem offenen Sarg gestanden. Da war es mir eine Hilfe, das Erlebte mit dem christlichen Glauben in Beziehung zu bringen. Durch das staatliche System und die Schule wurden Glaube und Kirche lächerlich gemacht, und ich musste mich immer intensiv damit auseinandersetzen: „Warum schwimme ich gegen den Strom“? Ich hätte mich ja auch anpassen können. Allmählich lernte ich auch noch andere Lebensbereiche kennen, von der Geburt bis zum Tod. In einer späteren Phase bin ich intensiver in die Wissenschaft eingestiegen, forschte und lehrte.

Sollten wir den Tod positiver sehen?

Auf jeden Fall hilft es nicht, ihn zu verdrängen. Er gehört zum Leben,

und egal, ob man nun Christ ist und glaubt, dass das Leben auch nach dem Tod weiter geht, oder selber damit gar nichts anfangen kann, sollte man sich mit ihm auseinandersetzen.

Welche Nachteile hatten Sie zu DDR-Zeiten?

Bis auf die allgemeinen Einschränkungen ging es mir verhältnismäßig gut. So war es mir möglich, mein staatliches Abitur zu machen, obwohl ich weder der Pionierorganisation noch der FDJ angehört habe. Ich bin nicht zur Jugendweihe gegangen und lehnte den Dienst mit der Waffe ab. Später war ich ja in kirchlicher Ausbildung, also gewissermaßen rausgenommen aus dem staatlichen System. Wir hatten eine katholische Hochschule in Erfurt, an der alle Priester in der DDR ausgebildet wurden. Diese Schule war nicht staatlich anerkannt, wurde aber geduldet. Ich lebte gewissermaßen auf einer Insel der Seligen, und wir konnten uns dort hinter geschlossenen Türen intensiv mit dem System auseinandersetzen.

Verstehen Sie Ihre Arbeit als Beruf?

Sogar als Berufung. Ich lebe darin.

Wie hat sich die katholische Gemeinde in Magdeburg verändert?

Ich bin für das Bistum, also Sachsen-Anhalt und Teile Sachsens und Brandenburgs, zuständig. Vor 1989 lebten wir unter Druck sehr zurückgezogen; darum war das Verhältnis in unseren Gemeinden auch familiärer. Nach der friedlichen Revolution ist eine offene Gesellschaft entstanden, und wir mussten uns als katholische Kirche völlig neuen Herausforderungen stellen. Inzwischen verstehen wir uns als „schöpferische Minderheit, die ökumenisch gesinnt mit anderen Partnern in der Gesellschaft kooperiert“. Wir sagen „ja“ zu der Situation, in der wir leben, und bringen uns mit unseren Idealen und Möglichkeiten ein. Freilich geht auch an uns die demografische Entwicklung dieser Region nicht spurlos vorüber.

Was bedeutet für Sie Familie?

Ich stamme aus einer Familie, habe aber keine so große Verwandtschaft. Über meine Schwester bin ich jedoch schon seit acht Jahren Urgroßonkel. Leider habe ich nur selten Kontakt zu meinen Angehörigen, höchstens ein bis zwei Mal im Jahr. Ich selber habe – wie bei katholischen Priestern üblich – keine Familie. Dafür habe ich mich entschieden. Ich

lebe aber nicht völlig isoliert. Für einen Bischof ist auch die Gemeinde so etwas wie Familie.

Hoffen Sie, dass durch die wachsende Anzahl Muslime die Deutschen wieder mehr zum christlichen Glauben finden?

Tatsächlich können Menschen, die mit einer anderen Lebensweise kommen, dazu anregen, selbst wieder nachzudenken und existentielle Fragen zu stellen. Schließlich ist die Situation im Osten Deutschlands sehr ungewöhnlich. Weltweit gehört Religion zum menschlichen Leben dazu, nur bei uns scheinen die meisten keine mehr zu brauchen. Von daher finde ich es schon ganz gut, dass unsere Gesellschaft durch solche Entwicklungen neu herausgefordert wird.



Was erhoffen Sie sich aus diesen Entwicklungen?

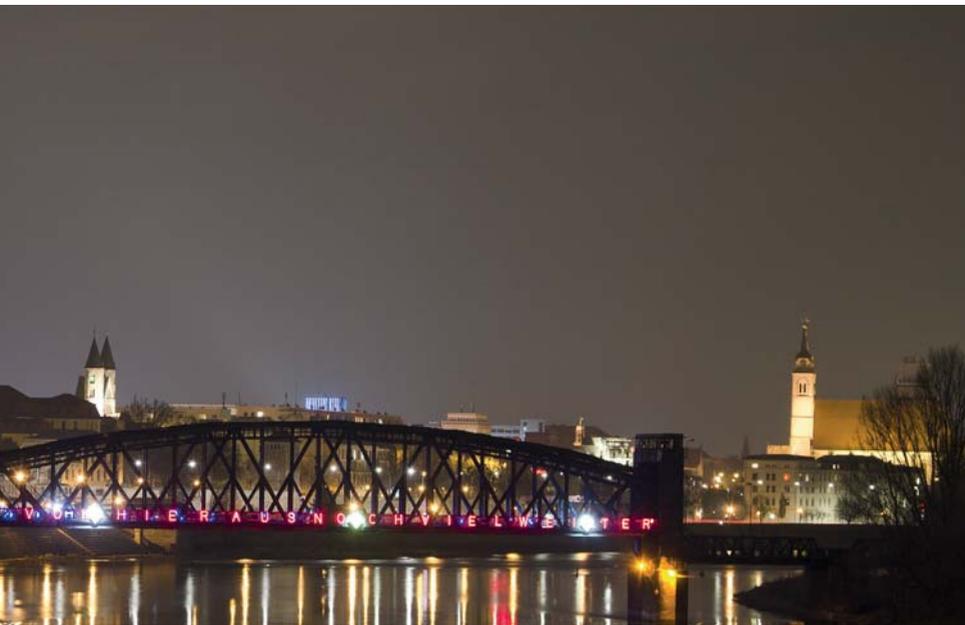
Vor allem hoffe ich, dass Integration gelingt. Wir sollten nicht alte Traditionen und Gewohnheiten als Leitkultur festschreiben, sondern Leitlinien suchen, wie wir zusammenleben wollen. Wesentliches gibt dazu das Grundgesetz vor. Dann aber müssten wir wohl auch neu klären, was unsere deutsche Gesellschaft eigentlich noch zusammenhält, welche Werte das sind. In manchem scheinen wir ziemlich auseinander zu driften.

Können Sie sich noch daran erinnern, wann Sie zum ersten Mal eine Bibel in der Hand gehalten haben?

Wahrscheinlich im Rahmen des Religionsunterrichts, in der zweiten oder dritten Klasse. Zu meinem 18. Geburtstag bekam ich von meinem Vikar eine geschenkt mit der Widmung: „In der Hoffnung, dass aus Dir ein guter Exeget wird“ (Anm. d. Red. Exeget = Erklärer). Das ist so nicht eingetreten. Vielmehr wurde dann die Alte Kirchengeschichte und Ostkirchenkunde zu meinem Spezialgebiet.

Und diese Bibel haben Sie immer noch im Bücherregal zu stehen?

Ja, zu Hause.



Begleitet Sie ein persönlicher Vers?

Als Bischof habe ich den Wahlspruch: „Wachet und betet“. Damit verbinde ich einerseits, sich leidenschaftlich für die ganze Wirklichkeit zu interessieren, andererseits aber auch sehr persönlich den Kontakt zu Gott zu suchen und dadurch Kraft zu schöpfen. Im Gebet kann man sich aussprechen, ohne zumeist freilich direkte Antworten zu bekommen.

Ist das Beten Ihre Methode mit Gott in Kontakt zu treten?

Nicht nur. Gott kann uns vielfältig begegnen. Er drängt sich aber nicht auf. Ihn zu erspüren, geht nicht ohne eine gewisse Sensibilität. Dabei spielt auch das Herz eine Rolle. Ein möglicher Erfahrungsort kann die Natur sein. Das ist mir einmal besonders aufgegangen, als ich in einer kirchlichen Jugendgruppe in der Hohen Tatra unterwegs war, einem reizvollen Gebirge in der Tschechoslowakei. Vieles hat mich fasziniert und eigenartig berührt. Ist – so fragt man sich dann – das alles nur rein zufällig oder doch von jemandem geistvoll geschaffen? Als Christen glauben wir, dass Gott uns aber auch in der Gemeinschaft der Kirche nahe ist, in jedem Menschen uns begegnen kann und uns vor allem in den Bedürftigen zum Nächsten wird.

Wie sieht für Sie ein typischer Arbeitstag aus?

Den gibt es bei mir nicht (lacht). Zu einem Drittel halte ich mich im Büro auf, bearbeite Post und E-Mails, führe Gespräche. Das zweite Drittel ist meine Tätigkeit im Bistum. Ich bin viel unterwegs, zu Firmungen oder Jubiläen, aber auch zu intensiven Visitationen in den Pfarreien, meistens über drei Tage. Dabei sehe ich mir viel an, treffe auf Christen und Nichtchristen und führe mit Einzelnen oder Gruppen sehr unterschiedliche Gespräche. Und zum letzten Drittel: Jeder katholische Bischof ist nicht nur für sein Bistum verantwortlich, sondern hat auch Aufgaben für die katholische Kirche in Deutschland und darüber hinaus. Mein Verantwortungsbereich ist vor allem die Ökumene. Das erfordert die Teilnahme an Konferenzen und Tagungen und ist mit vielen Kilometern verbunden. Kürzlich erst hatte ich in Paderborn an der Fakultät einen Vortrag zum 500. Reformationsgedenken.

Reisen Sie gern?

Nicht mehr unbedingt so häufig. Es sind ja weitgehend Dienstreisen. Dabei habe ich kaum Zeit, mir privat vielleicht noch etwas anderes anzuschauen. Das ist sehr schade. Inzwischen bin ich dankbar, wenn ich längere Zeit mal zu Hause sein kann.

Welches Verkehrsmittel nutzen Sie, wenn Sie reisen?

Für offizielle Anlässe habe ich einen Dienstwagen und einen Fahrer. Am Anfang war das für mich völlig ungewohnt; ich empfinde das auch heute noch als nicht selbstverständlich. Aber ich bin dankbar dafür, weil ich so

die Fahrten für Arbeiten nutzen kann. Für Reisen ins Ausland nehme ich meistens das Flugzeug. Die längste Reise war aber bisher mit dem Auto nach Lund in Schweden. Neun Stunden waren wir da unterwegs.

Haben Sie auch mal Feierabend?

Ja, das braucht jeder. Niemand kann 24 Stunden im Beruf aufgehen. Einmal im Jahr nehme ich Urlaub. Außerdem versuche ich, möglichst einen freien Tag in der Woche zu haben. Aber wenn wichtige Dinge anstehen, gebe ich dann schon einmal nach und verzichte darauf. Manchmal bleibe ich jedoch hart, weil es ohne Entspannung nicht geht und auch ich zum Beispiel einige Bewegung brauche. In letzter Zeit ist das leider zu kurz gekommen, aber sonst sehe ich zu, dass ich wenigstens einmal in der Woche schwimmen gehe.

Wie lassen Sie denn die Seele baumeln?

Naja, beim Schwimmen lasse ich sie nicht baumeln, weil ich in einer halben Stunde einen Kilometer runterschrubben möchte (lacht). Ich höre aber gern Musik, habe gewissermaßen eine barocke Seele. Es kann aber auch moderne Musik sein, wenn sie mich anspricht. Was mir sonst noch nahe geht, ist orthodoxe Kirchenmusik. Sonst gehe ich gern spazieren, oft mit einem kleinen Jagdhund, der sehr quirlig ist. Er gehört meiner Haushälterin. Selber könnte ich mich nicht um ihn kümmern. Wenn ich mit ihm aber eine Runde drehe, ist das für mich Entspannung.

Wo gehen Sie dann gern hin?

Ich mache gern die Fachhochschulrunde (lacht). Darüber hinaus bietet der Herrenkrug weitere günstige Möglichkeiten; man ist sofort in der Natur. Ich kenne mittlerweile viele Hundebesitzer meiner Umgebung.

Wenn wir gemeinsam in eine Bar gehen würden, was würden Sie bestellen?

Ich überlege, ob ich jemals in einer Bar war (lacht). Aber ich denke, ich würde einen trockenen Weißwein bestellen.

Außer dem Buch der Bücher: Haben Sie einen Lektüretipp für ein langes Wochenende?

Ich lese sehr gern Russen, vor allem Dostojewski und Lew Tolstoi. Das

sind natürlich gewichtige Bücher und für ein Wochenende ziemlich viel (lacht). An ihnen fasziniert mich die Tiefe des Denkens und die Gefühle, die darin zum Klingen kommen.

Gibt es eine übermenschliche Fähigkeit, die Sie gern besitzen würden?

Noch mehr Probleme lösen zu können.

Was ist Ihre erste Erinnerung an Magdeburg?

1978 bin ich in Magdeburg zum Priester geweiht worden. Aber auch schon vorher war ich einige Male hier. Besonders erinnere ich mich noch an die Tausendjahrfeier des Erzbistums Magdeburg im Jahre 1968.

Was schätzen Sie an Magdeburg besonders?

Da muss ich mir als Hallenser gut überlegen, was ich sage (lacht). Eine Stadt, die einen Fluss hat, ist immer gleich lebendiger. Das schätze ich sehr, auch wenn der Fluss schwere Probleme bereiten kann. An ihm gibt es auch manche idyllische Stellen. Besonders gern blicke ich von der anderen Seite der Elbe, von den Brücken, auf die Silhouette der Stadt.

Und was schätzen Sie an den Magdeburgern?

Machteburjern (lacht). Ich glaube, das sind Menschen, mit denen man gut ins Gespräch kommen kann, ob Urmagdeburger oder Zugezogene.

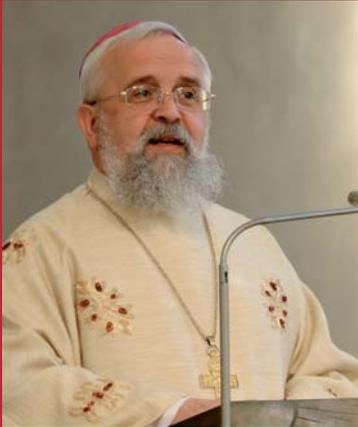
Wie würden Sie Magdeburg in drei Worten beschreiben?

Altehrwürdig, lebensstauglich, entwicklungswert.

Welche Botschaft haben Sie für unsere Leser?

Ich wünsche sehr, dass Magdeburg weiter eine Stadt ist, in der man friedlich miteinander leben kann, in gegenseitiger Achtung, Solidarität und Weltoffenheit.

„Inter.Vista“ ist ein studentisches Interview-Magazin der Hochschule Magdeburg-Stendal. Magdeburger Persönlichkeiten der Stadt erzählen dort über sich und ihre Verbindung zur Elbestadt. Das Interview mit Bischof Dr. Gerhard Feige führte Marlene Wiedner. | issuu.com/intervistamagdeburg



Gerhard Feige wurde 1951 in Halle/Saale geboren. Nach dem Studium der Theologie in Erfurt empfing er 1978 in Magdeburg die Priesterweihe und wirkte zunächst als Seelsorger in Salzwedel und Magdeburg. Anschließend folgten weitere Studien in Erfurt und Rom.

Seit 1989 war Feige Dozent für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ökumenische Theologie in Erfurt, seit 1994 lehrte er dort als Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde.

Am 11. September 1999 empfing Gerhard Feige die Bischofsweihe und war zunächst Weihbischof in Magdeburg, ab 2004 auch Diözesanadministrator. Am 16. April 2005 wurde er als Bischof von Magdeburg eingeführt.

In der Deutschen Bischofskonferenz ist Feige seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission. Außerdem gehört er verschiedenen Gremien des Dialogs mit der orthodoxen Kirche auf nationaler wie internationaler Ebene sowie mit der evangelischen Kirche in Deutschland an. Von Papst Franziskus wurde er 2014 in den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen berufen.